

WALTER BASAN



DIE ENDOLOSE SPUR

VOM LAUFRAD DER ALTEN CHINESEN
ZUM RENN RAD VON HEUTE

Illustrationen und Bezug: Willy Beyer

Copyright 1952 by Peter-Paul-Verlag, Feldberg (Meckl.)

All rights reserved · Alle Rechte vorbehalten

Veröffentlicht unter der Lizenz Nr. 118-485/30/51 · Printed in Germany

Satz und Druck: Buchdruckerei Oswald Schmidt GmbH., Leipzig

III/18/65

WALTER BASAN

DIE ENDLOSE SPUR

Vom
Lauftrad der alten Chinesen
zum
Rennrad von heute



PETER-PAUL-VERLAG · FELDBERG i.M.

INHALTSVERZEICHNIS

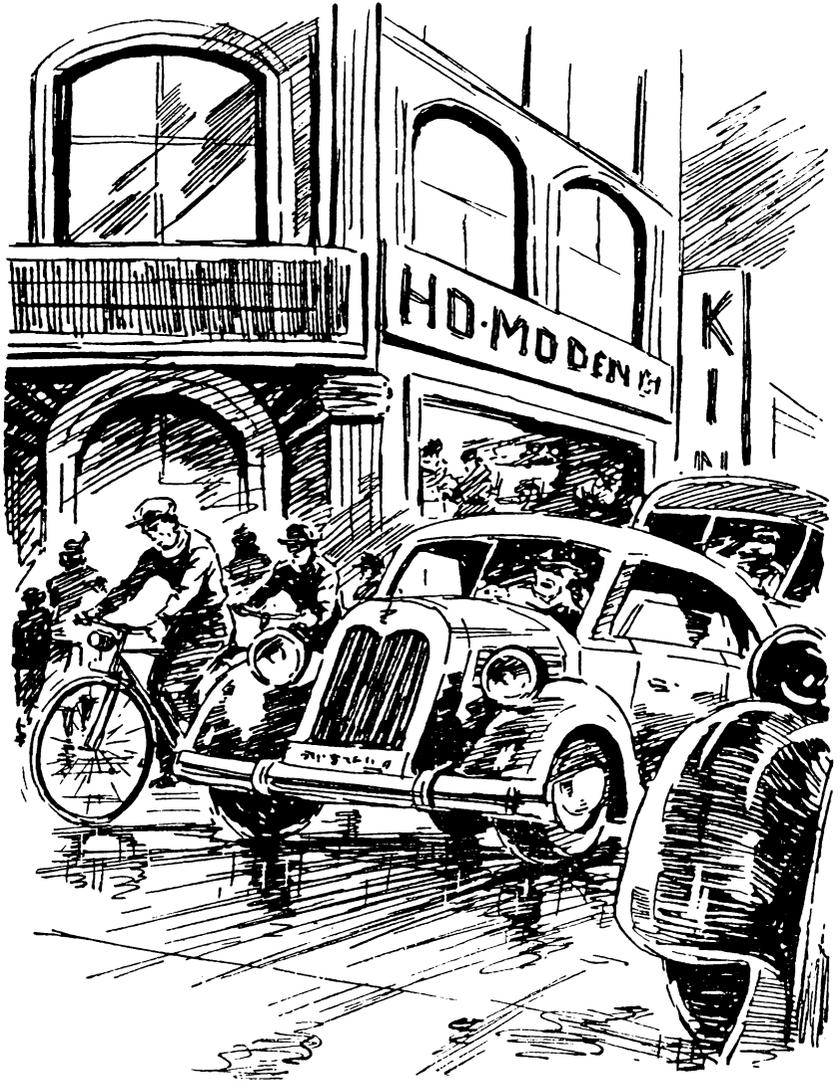
	Seite
I. Erwin hupt, und ein Dachlukengespenst erscheint	5
II. Yu-Wang und der »Glückliche Drache«	14
III. Ein Dreirad gegen hundert Arkebusen	22
IV. Ein Laufrad — zwei lange Beine und ein flatternder Vollbart	36
V. Polizeijagd auf Veloziped-Rennfahrer	46
VI. Ein Fahrrad mit vier Sätteln und andere merkwürdige Konstruktionen	60
VII. Von Radrennfahrern, die auf Kommando verlieren, und von echtem Kameradschaftsgeist	66
VIII. Heini hilft einem Kollegen, und ein begossener Pudel steht dabei	77

Erwin hupt, und ein Dachlukengespenst erscheint

Schräg gegenüber der Konsumfiliale Eichhornstraße hielt ein Lieferwagen. Er hielt schon eine ganze Weile da; nicht, daß ihm etwa das Benzin zum Weiterfahren gefehlt hätte oder eins seiner Räder in einen Hufnagel gefahren wäre, so daß er nun auf einem Plattfuß stand – der Lieferwagen hielt mit vollem Tank und heiler Bereifung.

Hinter dem großen Steuerrad saß Erwin Klemm. Wenn er wollte, konnte er die eine Hand auf den Schalthebel und die andere auf die Bremse legen und mit dem einen Fuß so tun, als ob er den Anlasser bediente. Richtig zudrücken durfte er freilich nicht. Das besorgte Herr Schmiedecke, der Chauffeur des Wagens. Erwin durfte bloß zugucken. Wenn Herr Schmiedecke irgendwo Ware ablud, konnte Erwin sich sogar hinter das Steuerrad setzen. Dann stellte er sich vor, wie das wäre, wenn er erst doppelt so alt wie jetzt sein – also zweiundzwanzig Jahre – und mit so einem Lieferauto wie diesem oder besser noch mit einem silberglänzenden Rennwagen allein durch die Straßen brausen würde. Manchmal hoffte Erwin Klemm auf ein Wunder, durch das sein Wunsch mit einem Schlage in Erfüllung ginge. Aber es blieb alles, wie es war. Erwin durfte zwar mitfahren, aber zudrücken – nein, zudrücken tat Herr Schmiedecke.

Herr Schmiedecke hatte den Bogen raus. Der fuhr im Dunkeln auf nassen Landstraßen genau so sicher wie bei Sonnen-



schein im dichtesten Großstadtverkehr. Und wenn er nach Feierabend seinen Wagen rückwärts in die Garage rangierte, brachte er ihn auf den Zentimeter genau vor der Wand zum Stehen. — Manchmal zog Herr Schmiedecke mitten in der schönsten Fahrt die Augenbrauen zusammen und machte ein besorgtes Gesicht. Dann stimmte irgend etwas mit dem Motor nicht. Das merkte er an dem kleinsten unregelmäßigen Geräusch. Und dann gab er sich nicht eher zufrieden, bis er dem Defekt auf die Spur gekommen war. »Ein Auto lenken ist keine Kunst«, sagte er dabei gewöhnlich. Und mit einem Lächeln: »Hat schon mancher einen Kasten in Grund und Boden gefahren. — Was ein richtiger Chauffeur ist, der kennt seine Maschine in- und auswendig.«

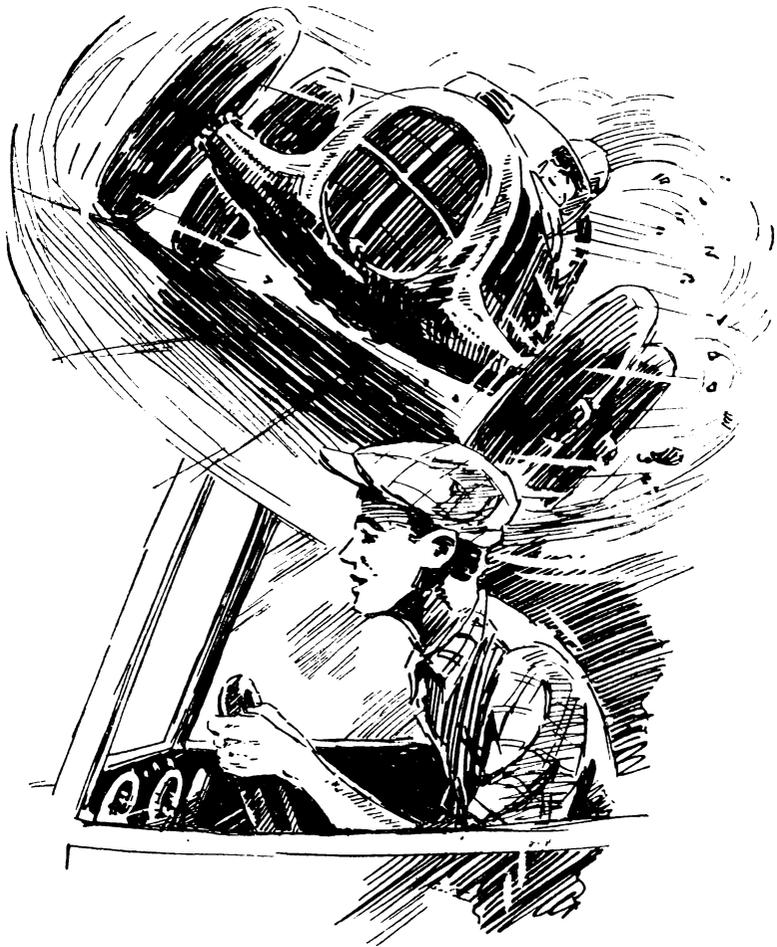
Erwin Klemm hielt große Stücke auf Herrn Schmiedecke, obwohl er persönlich von dem Inwendigkennnenlernen keine Meinung besaß. Ein Chauffeur war seiner Auffassung nach zum Fahren da und nicht zum Lernen. — Erwin umklammerte das Lenkrad vor sich mit beiden Händen und machte sich gerade. Dann schloß er die Augen zu einem schmalen Spalt und sah sich im Geiste in die Nordkurve der Avus hineinrasen oder die Dessauer Rekordstrecke durchheilen. Irgendwo an den Boxen warteten schon die Monteure, die sich um den Motor kümmerten. Er kümmerte sich um das Tempo, um die Verfolger, um den Sieg . . .

Findet ihr eigentlich, daß Erwin Klemm recht hat? — »Konsumauto und Avus«, werdet ihr vielleicht sagen, »was ist denn das für eine Mischung!« Und überhaupt: Ein Knirps am Steuer, hintendrauf lauter Marmelade, Fliegenfänger, grüne Heringe und so weiter — und dann von Sieg und Kurven spin-

nen . . . Aber das meine ich gar nicht. Träumen kann man überall und von jeder Sache, am besten von morgen und übermorgen. (Nur nicht gerade am Lenkrad bei der Fahrt von eingezuckerten Heidelbeeren mit Milch, wenn von links die Straßenbahn naht und von rechts ein Schwarm Radfahrer herangekurbelt kommt.) — Wie gesagt, nichts gegen Erwin Klemms Phantasie . . . Ihr habt natürlich schon selbst gemerkt, worum es geht. Aber paßt mal weiter auf.

Erwin mußte niesen. Da besann er sich gleich wieder auf die Wirklichkeit. In der Mitte des Lenkrades befand sich ein schwarzer Knopf. Diesen Knopf durfte er schon ganz allein bedienen. Herr Schmiedecke hatte es ihm erlaubt. Da fiel Erwin ein, daß in dem großen Mietshaus neben dem Konsum sein um ein Jahr älterer Schulfreund Heini Brauer wohnte. Heini war sicher zu Hause und schrieb womöglich noch an seinem Erdkundeaufsatz. »Unter Garantie springt er wie vom Pferd gebissen vom Stuhl hoch und läuft ans Fenster, wenn ich jetzt dreimal kurz, einmal lang hupe«, dachte Erwin Klemm bei sich und legte seinen von der letzten Eiswaffel noch etwas klebrigen Daumen behutsam auf den schwarzen Knopf. — Dreimal kurz, einmal lang war ein abgemachtes Zeichen zwischen ihnen. Das hieß soviel wie: Achtung! Hier ich — wo du? Sie hatten es bisher zwar immer nur gepfiffen; warum sollte er, Erwin Klemm, Beifahrer des Lieferwagenchauffeurs Schmiedecke, es zur Abwechslung nicht einmal hupen? Heini würde nicht schlecht staunen.

Zunächst staunte Erwin erst einmal. Er hatte nämlich kaum den Daumen vom Drücker genommen, als sich eine von



den Dachluken des Hauses Eichhornstraße 12 auftat und ein öl- und dreckverschmiertes Gesicht, das eine sehr entfernte Ähnlichkeit mit Heini Brauer besaß, herausguckte. Heini brauchte gar nicht erst lange Reklame für die Ursache seines

Aussehens zu machen – wer so aussah, machte andere auch ohne Erklärungen neugierig.

Zwei Minuten später stand Erwin Klemm in der Dachkammer bei Heini Brauer und sah sich die Bescherung an. – »Sieht aus, als ob der Salat hier mal 'n Fahrrad gewesen ist«, sagte Erwin ein bißchen spöttisch.

»Das wird auch wieder eins«, erwiderte Heini, während er die Kette seines auseinandergenommenen Drahtesels durch eine Handvoll Putzwolle zog. »Mal gründlich gereinigt und durchgesehen die Maschine . . . so was mache ich jetzt selber. Die richtigen Rennfahrer lassen da auch keinen anderen ran.«

Erwin grinste: »Du bist aber keiner. Und überhaupt – Radfahrerei!« Er machte ein verächtliches Gesicht. »Ich beschäftige mich mit dem Differentialgetriebe beim Automobil.« – Erwin verstand vom Differentialgetriebe soviel wie Maikäfer vom Brustschwimmen. Aber er sagte das, weil er zeigen wollte, wie lächerlich einfach ihm eine solche Fahrradmontage erschien.

Heini ließ sich nicht beirren. Er hielt mit beiden Händen das herausgenommene Vorderrad an den Nabenenden ausgestreckt vor sich und prüfte seinen Lauf. »Fürs erste langt mir das hier«, sagte er dazu. »Sieht einfacher aus, als es ist.« – Dann zog er mit einem geschlitzten Winkelleisen zwei Speichen nach.

Erwin wußte gar nicht, daß man das konnte. Um sich keine Blöße zu geben, tat er überlegen und meinte: »Was ist'n das schon – ein Fahrrad. Hat doch kaum einen praktischen Wert in heutiger Zeit, wo alles motorisiert ist.«

»Hast du 'ne Ahnung!« fiel Heini ihm ins Wort. »Das Fahrrad hat eine Zukunft, wie es eine Vergangenheit hat . . .«



»Na, na, na – tu man bloß nicht so geschwollen. Wo hast'n das gelesen?« machte Erwin sich über den Freund, der vor lauter Eifer ganz rote Ohren hatte, lustig. »Das bißchen Blechgelumpe und Vergangenheit. Kann wohl nicht weit her sein damit.«

Und wie sie sich noch so unterhielten – der eine bestritt, was der andere behauptete –, begann sich das Rad in Heinis Händen wie von selbst, erst langsam und dann immer schneller, rückwärts zu drehen. Einmal, zweimal, zehnmal, fünfzigmal, hundertmal – so, als ob es den Freunden mit jeder Umdrehung ein Jahr seiner Entwicklungsgeschichte nach dem anderen in die Erinnerung zurückrufen wollte.

»Ein Rad ist ein Rad«, werdet ihr sagen, »und ob es sich zehn- oder hundertmal rückwärts dreht, deshalb bleibt es trotzdem Mittwoch, wenn es eben gerade Mittwoch ist, und aus 1952 wird nach hundert Umdrehungen noch lange nicht 1852.« – Da habt ihr natürlich recht. Die Zeit ist ja bloß ein Begriff und keine Registrierkasse, die man in Bewegung setzt, wenn es einem paßt, oder ganz und gar zurückdrehen kann. (Wäre es anders, dann würdet ihr wohl in den großen Ferien ganz einfach Sand ins Uhrwerk der Zeit tun und seine Kurbel in der Rechenstunde dreimal schneller als erlaubt bedienen.)

Aber laßt uns doch einmal so tun, als ob Heinis Rad der Vergangenheit mit jeder Umdrehung ein Jahr nach dem anderen entreißen und die Freunde zu Augenzeugen jener Ereignisse machen könnte, die für die Entwicklung des Fahrrades bedeutungsvoll gewesen sind.

Was meint ihr, wie lange Heini Brauer dann den Rückwärtsgang einschalten müßte, wenn sich sein Vorderrad beispielsweise jede Sekunde einmal um die eigene Achse dreht? – Wetten, daß ihm die Arme dabei lahm werden? Ach so, ihr glaubt, zwei, drei Minuten lang kann jeder Schlappschwanz ein Vorderrad ausgestreckt vor sich halten. Aber dreimal sechzig Sekunden wären ja nur 180 Jahren Vergangenheit gleichzuset-

zen. Das langt bei weitem nicht hin. Auch zehn Minuten reichen nicht aus, um uns nach dieser Methode ins Zeitalter der Urahnen unserer Drahtesel zurückzukurbeln. Das beste ist schon, Heini setzt sich hin, greift in die Pedale und betätigt ein rücktrittloses Hinterrad, daß die Speichen singen. Das geht schneller und ist auch weniger anstrengend, als wenn er fünf Viertelstunden lang mit dem Vorderrad in den Händen dastehen müßte. Nun denkt ihr sicher, daß es sich um einen Druckfehler handelt. Irrtum! — Ich habe dreimal nachgerechnet. Volle fünf Viertelstunden — ob ihr's glaubt oder nicht! Das sind nach Adam Riese 4500 Sekunden — also ebenso viele Umdrehungen und ebenso viele Jahre. Aber von 1952 kann man doch unmöglich 4500 wegnehmen, stimmt's? Also doch fauler Zauber das Ganze?

Ja, wenn es sich um Äpfel handeln würde . . . Es handelt sich aber um Jahre, und mit der Zeit kann man schon ruhig einmal so verwegene Experimente anstellen. Bei 0 ist die Wende der Zeitrechnung, und hinter den Rest schreiben wir eben »vor der Zeitrechnung« — also so:

2500 vor der Zeitrechnung.

(Für die ganz Genauen : Die 48 Jahre am Ende wollen wir uns ausnahmsweise schenken.)

Yu-Wang und der »Glückliche Drache«

Durch das Bastgeflecht eines großen, runden Korbes, in dem sich Erwin und Heini – sie wußten gar nicht recht, wie ihnen geschehen war – wiederfanden, fielen die Strahlen einer brütenden Abendsonne. Es roch nicht gut. Richtiger gesagt: es stank. Es stank sogar gewaltig, denn der Korb war einer von vielen, die, mit spektakelndem Federvieh angefüllt, dicht aneinander- und übereinandergestapelt standen. Neben den Körben lagen Berge toter Fische, schwarz gewordene Eier, die wohl lange in der Erde gelegen hatten, fremdartige Früchte, Muscheln und Knochen.

»Mir ist ja so übel«, hörte Heini den Freund neben sich flüstern.

»Eine Reise in die Vergangenheit ist kein Sonntagsnachmittagsvergnügen!« antwortete er, ohne den Blick von seinem Ausguck, einem Loch im Geflecht des Korbes, zu nehmen. Das Herz schlug ihm zum Hals heraus, denn was an seinen Augen an ungewohnten Bildern und Szenen vorübertrieb, überstieg fast das Maß des Begreifbaren.

». . . in die Vergangenheit!« wiederholte Erwin und rang mühsam nach Luft. »Dagegen ist nichts einzuwenden. Aber das hier, das hier ist eher eine Fahrt in die Hölle, ins Jenseits!

»Klar, ins Jenseits der modernen Zeitrechnung«, schnitt Heini ihm das Wort ab und preßte die Augen gegen die schadhafte Korbwandung. Gelbhäutige Menschen mit Schlitzaugen,



in bunte, schlafrockähnliche Kleidungsstücke gehüllt, Strohhüte auf den Köpfen, lachten und feilschten, schimpften und schrien durcheinander, während ihre Hände die Auslagen der Trödler durchwühlten. Hunderte grellfarbener Fahnschilder wehten im Wind und verliehen den aus Bambusstangen, Matten und Lehm errichteten Hütten und kleinen Häusern ein lustiges Aussehen.

»Mensch, wir sind in China!« platzte Erwin plötzlich heraus und rieb sich die verschlafenen Augen.

»China?« grinste Heini, und in seinem Blick blitzte der Schalk. »Bei den Eskimos sind wir gelandet!«

Erwin versetzte dem Freund einen Rippenstoß. »China«, sagte er leise vor sich hin und schüttelte ungläubig den Kopf. »Wenn das kein Schaltfehler ist, will ich Peng-Sching heißen! China – 2500 Jahre vor der Zeitrechnung, was hat'n das mit der Radfahrei zu tun . . .?« Er wollte noch mehr sagen, aber der Anblick eines gelben Sarges, den man aus dem obersten Fenster eines einstöckigen Hauses über eine Art Rutschbahn aus Stangen und Tüchern auf die Straße beförderte, verschlug ihm die Stimme. Hinterher kamen in langer Reihe weiß verhüllte Trauergäste geglitten, da ihr Glaube es ihnen verbot, bei einem derartigen Anlaß über die Schwelle des Verstorbenen zu treten.

»Dreh dich mal um!« forderte Heini ihn jetzt auf und deutete hinter sich.

»Kunststück in dem Affenkäfig!« schimpfte Erwin und schlug aufgeregt mit den Ellenbogen wie das Federvieh ringsum mit den Flügeln. »So eine Kateridee, sich unter die Mistkratzer zu mischen!«

»Du kannst dich ja meinetwegen auch dem staunenden Volke zeigen«, schlug Heini vor. »Als einziger, wenn nicht gar als erster Weißer unter lauter Gelben erregst du bestimmt allerlei Aufsehen.«

Erwin schwieg. Gewiß, Heini hatte recht, sie durften froh sein, ein so sicheres Versteck gefunden zu haben, von dem aus sie ungestraft ihre Studien treiben konnten. – Die Freunde blickten in den stark abschüssigen Hof des Händlers. Hinter



dem Zaun begannen die Reisfelder. Sie standen unter Wasser, das in Richtung auf die von Bergketten umschlossene Meeresbucht absickerte. In der Dämmerung trieben Dschunken mit roten und braunen Segeln, und am Himmel zogen große Adler ihre Kreise.

»Getrocknete Gänse und Schweine, plattgedrückt wie eben aus der Wringmaschine gekommen!« staunte Erwin, als er, der Richtung von Heinis Zeigefinger folgend, in die Hofecke sah, wo die Warenvorräte aufgestapelt lagen.

»Nicht doch, weiter rechts!« flüsterte Heini.

Erwin zuckte zusammen. Der Kopf eines aus unheimlich aufgerissenen Rachen Flammen speienden Drachen wiegte sich von einer Seite zur anderen. »Aus Papier!« stieß Erwin erleichtert hervor, als er bemerkte, daß zwei bezopfte Chinesen am zerfetzten Halse des Untiers herumhantierten.

»Was du da siehst, ist ein Fahrrad!« erklärte Heini.

Erwin vergaß Luft zu holen. »Ein . . . was, bitte?«

»Ein Fahrrad«, wiederholte Heini, »Marke ‚Glücklicher Drache‘ oder so. Herr Yu-Wang ist vorhin darauf gefahren, was man so fahren nennt, immer straßauf, straßab. Da hast du noch geschlafen . . . Eine Begeisterung war das, sage ich dir, eine Begeisterung! — Drei oder vier Nachbarn von ihm haben auch Fahrräder. Viele Fahrräder gibt es schon!«

»Ist dir nicht gut?« erkundigte sich Erwin in der Meinung, der Freund rede in einem Zustand geistiger Umnachtung irgendwelches dummes Zeug zusammen.

»Wenn ich dir sage, er ist darauf gefahren — alle sind sie gefahren!« bekräftigte Heini seine Aussage. »Plötzlich aber kamen Soldaten vom kaiserlichen Palast . . . schade um die schönen Konstruktionen . . . Drachen, Geier, Ochsen, Fische . . .«

»Was denn, was denn? Kamen die aus 'm Zoo?« fragte Erwin hilflos lächelnd. »Und du willst mir erzählen, die Biester seien alle radgefahren? — Geier, Fische, Ochsen . . . Jetzt mach aber 'nen Punkt!«

»Unsinn!« wehrte Heini ab. »Die Leute hier!«

»Die sind bestenfalls auf Ochsen geritten!«

Heini fußte sich an den Kopf und stieß einen tiefen Seufzer aus. »Die Menschen sind auf Rädern gefahren, die mit Stoff und Papier derart verkleidet waren, daß jedes Fahrrad — wenn man die Dingor mal so nonnen will — seinem Äußeren nach einem Tier gleich. — Kannst du mir noch folgen?«

Erwin ging ein Seifensieder auf. »Und die Soldaten?«

»Haben Kleinholz daraus gemacht!«

»Warum?«

»Weiß der Teufel! Muß wohl streng verboten sein, das Radfahren. Jedenfalls haben sie auf die braven Radsportler eingeschlagen, daß die Fetzen flogen!«

»Ach, daher der defekte Drachenhals!«

»Wenn's bloß das gewesen wär'«, winkte Heini ab. »Verschiedene Räder haben sie in Stücke gehauen und ihre Besitzer gefesselt weggeschleppt!« — Heini verzog das Gesicht zu einer wütenden Grimasse. »Sohn des Himmels im Reiche der Mitte' nennt sich der Kaiser von jeher. — Möchte wissen, was sich der Himmelssohn dabei denkt, wenn er friedliche Radfahrer mit Lanzen von den Sätteln holen läßt.«

Er schwieg. Um so lauter gebärdeten sich die Hühner in den Körben. Der Marktbetrieb war etwas abgeflaut. Die Käuferschaft nahm an dem Begräbnis Anteil, das beim Klange einer ohrenbetäubenden Musik zahlreicher Gongschläger, Trom-

peter, Tam-Tam- und Glockenspieler seinen Höhepunkt erreichte.

»Muß wohl zur Abschreckung der Geister und Dämonen sein«, machte Heini dem Freunde klar.

Stroh puppen und Holzmasken, die auf Stangen hingen, wurden hin und her geschwenkt. Spruchbänder, Kleidungsstücke, Gebrauchsgegenstände und selbst ein gebratenes Ferkel fanden in den Sänften Platz, die dem Sarge folgten. Als einige weiß verummte Gestalten in lautes, herzerreißendes Geschrei ausbrachen, wollte Erwin wissen, ob das die Eigentümer der vernichteten Fahrräder seien, weil der ganze Aufwand immer mehr einem Karnevalszuge als einem ernst zu nehmenden Trauergelage glich.

»Das sind die Berufsklageweiber«, belehrte ihn Heini, der schon einiges über die Sitten und Gebräuche im alten China gelesen hatte. »Die heulen auf Bestellung los . . . vielleicht auch über demolierte Fahrräder. — Aber da, guck doch mal da!« unterbrach sich Heini plötzlich und deutete in das Gewimmel. »Das nenne ich gewitzt!«

Erwin sah den großen, aus Papier, Holz und Seide gefertigten Drachen auftauchen, aus dessen notdürftig geflicktem Brust- und Bauchpanzer Räder hervorguckten. Die waren aus Holz und besaßen kreuzweise Absteifungen. Von Achse zu Achse waren Bambusstangen befestigt, an deren vorderen Enden eine Armstütze angebracht war. Sein freudestrahlender Eigentümer bewegte sich, mit den Beinen kräftig auf dem Boden rudierend, auf dem Gefährt in gleichmäßigem Tempo vorwärts, während die Menschen an den Straßenrändern, die eben noch wehklagten, dem unverdrossenen Radfahrer fröhlich zuwinkten.

»Des Kaisers Soldaten stehen da drüben und müssen zusehen, wie der Reisbauer Yu-Wang ihnen ein Schnippchen schlägt!« lachte Heini Brauer aus vollem Halse. »Yu-Wang gehört mit zu dem Trauerzug, jetzt können sie ihm aus Respekt vor den Dämonen nichts tun.«

Yu-Wangs Räder, die Räder des »Glücklichen Drachen«, aber rollten vorwärts, zum Vergnügen aller, die an diesem neuen Gefährt ihre Freude hatten. Sie rollten trotz des strengen kaiserlichen Verbots. Zehnmal – hundertmal – tausendmal – viertausendeinhundertneunundvierzigmal . . . vorwärts, vorwärts, vorwärts!

Mehr als viertausend Jahre waren vergangen . . .

Ein Dreirad gegen hundert Arkebusen

Vom Turme der Nürnberger Sebalduskirche verkündete die Glocke die neunte Morgenstunde. Als der Widerhall ihres letzten Tones über die Dächer der spitzgiebeligen Fachwerkhäuser hinschwebte und mit den steil aufsteigenden Qualmsäulen aus den Essen allmählich verflog, herrschte in der Kreuzeckgasse schon geschäftiges Treiben. Vor dem Hause des Böttchermeisters lud man große Fässer ab, die bis zur Weinlese noch dringend der Reparatur bedurften, und nebenan in der Schenke stillten ein paar fremde Roßknechte ihren Durst. Aus einem geöffneten Fenster hörte man den Schuhmacher mit seinen Gesellen schimpfen, Frauen in weitschwingenden, farbenfrohen Röcken umdrängten einen aus dem Schwäbischen herübergekommenen Spitzenhändler, und vor dem Tor des Metzgers blökte ein Schafbock Zetermordio, weil der Lehrbub ihn an einem Seil hinter sich her auf den Hof ziehen wollte.

Heini und Erwin, die sich in der Kreuzeckgasse bereits wie zu Hause fühlten, schickten sich eben an, den störrischen Vierbeiner mit vereinten Kräften zu bändigen, als ein Mann mit langschäftigen Reitstiefeln, hellrotem Wams und einem mit einer mächtigen Habichtfeder geschmückten Filzhut neben ihnen stehen blieb und sie etwas fragte. Weil er aber so aufgeregert war und seine Stimme sich dabei fast überschlug, verstanden sie erst gar nicht, was er wollte.

»Was in euren Vater gefahren ist, daß er um neun Uhr in



der Früh noch immer nicht die Werkstatt offenhält, will ich wissen!« wiederholte der Mann und trommelte mit seinem eichenen Stecken ärgerlich auf das Kopfsteinpflaster.

»Unser Vater?« fragte Erwin unsicher lächelnd und ließ den Schafbock los.

»Nun, ja – der Farfler Stephan . . .!«

»Ach, der Uhrmacher vom Hause ‚Zum goldenen Schlüssel‘«, ergänzte der Metzgerlehrling, der gleich begriff, daß es sich um eine Verwechslung der beiden mit Farflers Buben handelte, und deutete mit dem Daumen auf ein von Geranien umblühtes Fenster schräg gegenüber dem Grundstück, wo die Fässer standen.

»Los, vorwärts!« befahl der Aufgeregte. »Weckt ihn aus seinem süßen Schlummer . . . und fragt ihn, warum so viele Uhren in seiner Werkstatt hängen, wenn er noch nicht weiß, was die Stunde geschlagen hat!«

Dann wandte er sich um und schritt mit unternehmungslustig erhobenem Stock auf die Tür des Uhrmachermeisters Stephan Farfler zu.

»Mir scheint, Widerspruch ist zwecklos!« stellte Heini im Weggehen achselzuckend fest.

»Wer so schreit, ist unbelehrbar!« lachte der Metzgerlehrling mit verschmitztem Gesicht und drückte dabei dem Schafbock die Schnauze zu. »Das heißt, wenn der Farfler wirklich euer Vater wäre, könntet ihr stolz sein . . .«

»Auf eine Schlafmütze?« rutschte Erwin vorschnell ein Tadel heraus, während Heini dem Fremden bereits nachgelaufen war, um sich nur ja nichts entgehen zu lassen.

»Schlafmütze?« entrüstete sich der Metzgerlehrling. »Wo denkst du hin? – Der kann mehr als nur Uhren reparieren . . .«

Er wollte noch mehr sagen, aber dann mußte er sich wieder um den Schafbock kümmern. —

»Los, aufmachen!« wetterte der Fremde in den Langschäftern und rüttelte an der fest verschlossenen Tür, während die Freunde überlegten, ob ein Versuch, vom Hof aus durch die Hinterpforte in Stephan Farflers Grundstück zu gelangen, nicht zweckmäßiger wäre. — Wie zum Hohn schlug eine der Uhren in der verlassenen Werkstatt erst jetzt neunmal. Der Fremde war außer sich. »Wer sich um neun Uhr aufgehängt hat, lebt nicht mehr!« machte er seiner Empörung Luft. Dann rüttelte er erneut an dem schmiedeeisernen Drücker.

Manche von den Leuten, die vorübergingen, blieben lächelnd stehen. Einen aufgeregten Fremden mit einer so großen Feder am Hut sah man auch in der Kreuzeckgasse nicht alle Tage. Für die Neugierigen öffnete sich die Tür darum auch viel zu schnell, obwohl es erst nach zehn Minuten lautesten Geschreis geschah. —

»Der Meister sieht aber nicht so aus, als ob er eben erst aus den Federn gekrochen wäre«, raunte Heini seinem Freunde Erwin zu, als sie beide, auf der letzten Stufe der Steintreppe stehend, Zeugen der Begegnung zwischen dem lamentierenden Fremden und dem alten, aber immer noch recht rüstig wirkenden Stephan Farfler wurden.

»Ein Wunder, daß Tag und Jahreszahl in Eurem Dornröschenschloß stimmen!« spottete der Fremde mit einem kurzen Blick auf das unter dem Zifferblatt der größten der Uhren angebrachte automatische Kalendarium. ‚21. IX. 1649‘ las er da.

»Die paar Minuten«, winkte Meister Farfler beschwichtigend ab und regulierte den Gang des zurückgebliebenen Zeigers.



»Und das? Was ist das?« trumpfte der mit der Habichtfeder mit vor Erregung hochrotem Kopf auf, indem er einen zwiebelförmigen, metallenen Gegenstand auf den Ladentisch warf. „Euer Nürnberger Eilein – fürwahr ein Prachtstück aus der Werkstatt des Meisters Stephan Farfler . . . Drei Tage ging es leidlich. Heute früh, als es darauf ankam, daß ich pünktlich am Marktplatz gewesen wäre, blieb das vermaledeite Instrument einfach stehen! – Ist das etwa auch bloß ganz unbedeutend, wie?“ schnauzte der Fremde und fuchtelte erneut sehr aufgebracht mit der Uhr in der Hand in der Luft herum. »Ihr seid mir für den Schaden haftbar, den ich durch den Zeitverlust erleide!«

Um ihn her tickten des Meisters Uhren und blickten aus

ihren blassen Zifferblattgesichtern unnahbar auf ihn herab. — Stephan Farfler zuckte wie unter einem körperlichen Schmerz zusammen, als er die Taschenuhr zum zweitenmal auf die Tischplatte krachen sah.

»Nun ist die Kutsche weg, und ich bin hier!« schimpfte der Mann noch immer. »In Ingolstadt wartet mein Auftraggeber, der General von Miltschinoff . . . möglich, daß er sich für meine letzten hundert Arkebusen interessiert hätte . . . meine Existenz steht auf dem Spiel! Wollt Ihr mir gefälligst sagen, was ich jetzt tun soll?«

»Schickt doch einen reitenden Boten, Herr!« schlug Erwin kurzerhand vor, ohne zu ahnen, daß der Fremde gerade diesen Gedanken wegen der damit verbundenen Kosten längst verworfen hatte.

»Halt den Schnabel, Klugschnack!« befahl der Mann mit dem roten Wams und der wippenden Feder. Und an den Uhrmachermeister gewandt: »So dick sitzen die Taler bei unser-einem nicht mehr! — Ja, als noch Krieg im Lande war, da kam es mir auf zwanzig Taler gar nicht an . . .«

»Ihr standet in kaiserlichem Solde?« bemerkte der Alte, ohne aufzublicken, während er das demolierte Werk der Taschenuhr genauer untersuchte.

»Ich sage Euch doch, ich baute Arkebusen, Pistolen, Kriegsmaschinen . . . Was meint Ihr, was daran zu verdienen ist«, brüstete sich der durch den Friedensschluß verarmte kaiserliche Ingenieur.

»Wäre verdienstvoller gewesen, wenn Ihr nützlichere Dinge gefertigt hättet«, sprach Stephan Farfler bedächtig vor sich hin. Dabei hatte er das Bild seines Ältesten vor Augen, dessen Leben durch die Kugeln schwedischer Reiter ein frühes Ende

genommen hatte. »Wer weiß, ob Euch dann heute ein davon-
gefahrener Wagen so viel Verdruß bereiten könnte . . .«

Heini Brauer horchte auf. Das klang ja merkwürdig und bei-
nahe geheimnisvoll. Ob der Alte wirklich mehr konnte als nur
Uhren reparieren?

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte der Fremde jetzt, der
so lange wie ein gereizter Stier in der Werkstatt auf und ab
gegangen war.

»Daß auch Ihr Euch bei Euren Kenntnissen längst daran
gemacht haben müßtet, die Zeit zu bezwingen«, erwiderte
Farfler sehr gelassen und nahm die Brille von der schmalen
Nase.

»Mit Nürnberger Eierlein etwa?«

»Es gibt ja auch noch anderes nützliches Gerät«, stellte
Stephan Farfler fest, ohne sich von dem Hohn des anderen
beeindrucken zu lassen. — Dann trat er wortlos an das Fenster,
deutete in einen engen, von Federvieh wimmelnden Hof und
forderte seinen unduldsamen Gast auf, ihm zu sagen, wofür
er das Gestell halte, das auf zwei Bänken aufgebockt am Brun-
nen stand.

Der Fremde wußte es nicht. Und als der Alte die beiden
Jungen fragte, schüttelten auch die überrascht den Kopf.

»Sieht beinah so aus wie 'n Selbstfahrer mit drei Rädern«,
sagte Heini zu Erwin. »Komisches Vehikel . . .«

»Ich kenne mich nur in Waffen aus«, versuchte sich der
Büchsenmacher für seine Unkenntnis zu entschuldigen. »Ja,
wenn's eine Kriegsmaschine wär' . . .!«

Stephan Farflers Gesicht verfinsterte sich. »Schlecht steht's
um die Entwicklung des Handwerks, solange man noch solche
Antworten erhält«, dachte er bei sich.



»Vielleicht ist's ein Rohbau für eine neuartige Kirchturmuhr?« riet Erwin, weil er sich nicht vorstellen konnte, daß ein Uhrmacher noch etwas anderes als Uhren baute.

»Eine Uhr teilt die Zeit wohl ein – sie bezwingt sie nicht«, belehrte der Alte die Jungen mit hochgezogenen Augenbrauen. »Habt ihr nicht gehört, was ich vorhin sagte?«

»Ihr habt ein . . . unvollkommenes Gefährt, ein wagenähnliches Gestell, ein recht eigenartiges Ding gebaut, wenn ich mich nicht irre . . . Wozu . . . wofür?« meinte der Ingenieur und ging mit wachsender Neugier um den Wagen herum. »Sagt an, was habt Ihr Euch dabei gedacht? Ein solches Gestell mit nur drei Rädern . . .?«

»Kommt!« und Farfler lud ihn und die Freunde mit einer Handbewegung ein, mit in den Hof hinunterzugehen, während er seine Tür erneut abschloß.

»Ich habe mir dabei gedacht, daß es vielleicht einmal nötig sein könnte, einen davongefahrenen Wagen einzuholen«, erklärte der Meister dem Fremden seine Erfindung mit einem für Heini Brauer bestimmten Augenzwinkern, als sie staunend vor dem aus Eisen und Holz zusammengebastelten Fahrzeug standen.

Der Büchsenmacher brach in ein galliges Gelächter aus, das allerdings nur so lange währte, bis Stephan Farfler den großen mit einem Handgriff versehenen Bügel des Fahrzeugs hin und her bewegte, wodurch das Räderwerk – ein zwischen den beiden Hinterrädern angeordnetes System aus Scheiben und ineinandergreifenden Zahnkränzen – die aufgewandte Muskelkraft auf die Achse übertrug.

»Mein Kunstwagen macht zwar erst seine zweitausend Schritt die Stunde, aber dafür ohne die geringsten Kosten. Man kann stillhalten, wann man will; man kann losfahren, wann man will; hier sitzt man, und die Füße stellt man auf diese Leiste dort«, ergänzte Stephan Farfler seine Erklärungen, und seine Augen begannen vor Stolz zu leuchten.

Der andere vergaß über der Betrachtung des Wägelchens seinen Groll auf den Meister und überdachte, was der ihm vorhin über die Bezwingung der Zeit gesagt hatte. Gewiß, das Dreirad konnte sich nicht entfernt mit der Geschwindigkeit eines Wagens messen, aber schließlich war es ja auch erst ein Anfang, ein mühseliger, aus dem Nichts geschaffener Anfang. – Und als der Kriegersingenieur trotzdem ein wenig geringschätzig über den Einfall des grauhaarigen Uhrmachers



lächelte, der die Kraft der Arme in rollende Bewegung übertragen wollte, pflanzte sich der Alte mit schiefgehaltenem Kopf sehr selbstbewußt vor ihm auf und fragte, wie weit denn die allerersten Arkebusen vor fünfzig, sechzig Jahren geschossen hätten und wie weit sie heute schössen.

Heini Brauer sah es an des Mannes überraschtem Gesicht, daß er aus der Gegenüberstellung erkannte, welche Bedeutung dieser erste Versuch hatte und um wieviel weiter die Entwicklung des dreirädrigen Karrens schon gediehen sein könnte, wenn sich nicht nur vereinzelte Menschen darum bemühten.

»Ich bin noch lange nicht zufrieden«, sagte Stephan Farfler wie zu sich selbst. »Da – der Weg des Hebelarms beim Vortwärtsschieben ist noch viel zu lang. Das ist Kraftvergeudung«, machte der Uhrmacher den Zuschauenden auf eine verbesserungsfähige Kleinigkeit aufmerksam, band sich den Lederschurz um und begann die Verschraubungen zu lösen. »Kraftvergeudung auf Kosten der Geschwindigkeit!« wiederholte Farfler, ohne sich weiter um den schon interessierter dreinblickenden Gast zu kümmern.

»Der baut wahrscheinlich doch lieber Arkebusen«, flüsterte Erwin dem Freunde zu, als sie auf Meister Farflers Wink hin dem Alten beim Auswechseln einiger gezahnter Räder Hilfestellung leisteten.

Der in den Langschäftigen sah es und fühlte sich offenbar einen Augenblick lang beschämt. – Schwalben schossen um den weinlaubberankten Giebel des Hauses »Zum goldenen Schlüssel«, und in der klaren, von weißen Fäden des Altweibersommers durchwirkten Septemberluft lag ein Hauch von Reife und Erfüllung. – Er ist so alt wie das Jahr, dachte der Ingenieur, als er in das ausgemergelte Gesicht des Meisters

blickte. Wie lange noch, dann fallen die Blätter . . . alles erstarrt in Frost. Wer weiß, ob sich seine Hände im nächsten Frühjahr noch so emsig regen werden.

Der Alte hatte es eilig. Jeder Handgriff war von dem Willen zur Vollkommenheit beherrscht. Er sah weder nach links noch nach rechts, er antwortete auch kaum noch auf Fragen und hörte nicht, daß schon wieder jemand an der verschlossenen Tür rüttelte. Er dachte immer nur an das eine Ziel, die Konstruktion so weit zu verbessern, daß man mit dem Gefährt statt der zweitausend Schritt in einer Stunde sechs- oder achtausend erreichen konnte. War sein Leben durch den Tod des Ältesten auch seines letzten Sinns beraubt, so sollte ihm die Arbeit an seinem Dreirad am Ende wenigstens das Glück einer nützlichen Leistung gewähren. Und wenn sie auch nur darin bestand, seinen Mitmenschen die Augen für die in seiner Erfindung schlummernden Möglichkeiten zu öffnen.

Der mit der Habichtfeder sah ihm noch immer untätig zu, und während sich unter den welken Händen Stephan Farflers ein Stück der auseinandergenommenen Konstruktion zum anderen fügte, quälten den Ingenieur die Erinnerungen an manche in dreißig langen Kriegsjahren von seinen Arkebusen zerstörten Häuser und Kirchen, Wagen und Räder.

»Achttausend Schritt die Stunde«, sinnierte der Fremde mit zweifelndem Gesichtsausdruck vor sich hin und trat zögernd näher. »Ich würde . . . ich meine, Ihr solltet noch ein viertes Rad dazunehmen . . . versteht mich recht . . . vier Räder sind sicherer als drei . . .«

Stephan Farfler sah auf. In seinem Gesicht stritten Mattigkeit und Selbstbeherrschung miteinander. Er hatte während der ganzen vorangegangenen Nacht bei Kerzenlicht in der

Werkstatt und auf dem Hof über seinem Dreirad gehockt. Nun trieb ihm ein unbezwingbarer Gähreiz die Tränen in die Augen.

»Ich meine, vier Räder sind sicherer als drei«, wiederholte der Fremde, als er bemerkte, daß Farfler seinen Einwand überhört hatte.

»Sicherer wohl, aber nicht so schnell wie zwei«, antwortete der jetzt, ohne zu überlegen, weil er sich schon mehrfach mit diesem wichtigsten Punkt seiner Erfindung auseinandergesetzt hatte. »Zwei Räder, die hintereinander angeordnet sind . . .«, sprach der Nürnberger Uhrmacher seine dunkle Ahnung von einem noch schneller laufenden Gefährt aus und ließ dabei seinen Hammer niedersausen.

»Das ist undenkbar!« wehrte der Büchsenmacher entschieden ab. »Wodurch sollte sich das Fahrzeug aufrecht halten? — Drei Räder sind das mindeste . . . aber vier sind besser . . .«

»Ich komme nicht davon los, daß zwei *noch* bessere Dienste täten«, beharrte der Alte. »Wenn ich nur schon wüßte, wie man das anzustellen hat, zwei Räder durch Muskelkraft in gleichmäßige Bewegung zu versetzen.«

»Wir werden sehen . . . Ich denke, wir versuchen's getrost einmal mit dem vierten Rad«, schlug der andere vor, nahm den Hut ab und hängte ihn wie selbstverständlich an einen Haken. »Wir verlängern morgen mal die Vorderachse um ein Stück, passen ein Rad auf und verbinden das Ganze mit Längsstreben . . . Der Hebelarm kann so bleiben . . . auch die Übersetzung . . .« Er hatte sich über das aufgebockte Dreirad gebeugt und begann, eines seiner Räder wie prüfend in Betrieb zu setzen.

»Wir«, dachte Stephan Farfler, »er hat gesagt, *wir* wollen

es versuchen . . . der Herr Kriegsmaschinenbauer.« – Er ließ den Hammer mit doppelter Kraft niedersausen. Und dann sagte er: »Euer Wagen nach Ingolstadt geht heute ab . . . in Ingolstadt wartet man auf Euch. Ihr werdet dort gebraucht!«

»Ich glaube fast – hier noch mehr«, erwiderte der im roten Wams ein wenig kleinlaut, nahm dem Alten den Hammer aus der Hand und blickte versonnen in die rotierenden Speichen des Rades.

Nach einhundertneunundsechzig Umdrehungen blieb es stehen . . .

Man schrieb das Jahr 1818

Ein Laufrad — zwei lange Beine und ein flatternder Vollbart

»Karl Freiherr von Drais, Forstmeister«, buchstabierte Heini Brauer das Schild am Türpfosten eines großen Gartengrundstückes unweit von Mannheim. Es war Frühling, die Sonne schien, auf der Straße gingen Leute im Sonntagsstaat spazieren.

»Wie ulkig die alle angezogen sind«, wunderte sich Erwin, »und du ja auch, Heini! — Mensch, guck dir doch mal die halblangen Hosen an und deine komische Mütze!«

»Guck dich man selber an«, erwiderte Heini und stellte sich auf die Zehen, um besser sehen zu können. »Darfst doch schließlich nicht vergessen, in welcher Zeit wir leben.« — Er hatte sich bereits mit der neuen Umgebung und den veränderten Verhältnissen abgefunden.

Erst jetzt bemerkten die Freunde, daß sie sich nicht allein am Zaun aufhielten. Zwei Frauen waren ebenfalls stehen geblieben. In ihrer Begleitung befanden sich ein dicker, müder Hund und ein Junge. Der Junge, der kaum älter als sie selbst sein mochte, trug einen weißen Matrosenanzug und duftete wie eine Geschenkpackung Veilchenseife.

Erwin haßte weiße Matrosenanzüge. Weil der Veilchenmatrose aber einen einheimischen Eindruck machte, erkundigte er sich trotzdem bei ihm nach Herrn von Drais.

»Der?« sagte der Junge und machte ein furchtbar blasiertes Gesicht. Und dann lachte er bloß.

»Soll doch wohl ein ganz tüchtiger Erfinder sein«, schaltete sich Heini ein.

»Ein Narr ist das, ein Durchgedrehter — reif für die Klapsmühle!« machte sich der fremde Junge in einem Dialekt lustig, den Erwin nicht gleich verstand.

»Kennst du ihn denn persönlich?« wollte Heini wissen.

»Mama, der Junge will wissen, ob ich den verrückten Förster kenne!« krächte er da gleich los.

Heini und Erwin sahen sich an. Auch das noch — ein Muttersöhnchen!

Die Frauen redeten miteinander, und Erwin hörte gerade, wie die eine sagte: »Ein Jammer ist das, ein großer Jammer für die arme Frau. Was soll denn werden, wenn sie ihn erst weggebracht haben. Der ist unheilbar!«

»Was ist nun?« fragte Erwin noch einmal, »kennst du ihn oder kennst du ihn nicht? Ich meine, hast du schon einmal gesehen, was er so treibt?«

»Unfug treibt er!« piepste der Süßwassermatrose und rückte von den Freunden ab. »Der klemmt sich ein komisches Gestell zwischen die Beine und verwüstet damit mutwillig die Erbsenbeete in seinem Garten. Ich sagte euch doch, das ist ein Wahnsinniger . . .«

»Und du bist ein Abziehbild!« ereiferte sich Heini, weil er sich über die Leichtfertigkeit des Veilchenknaben ärgerte.

»Mama, der Junge hat gesagt . . .«

»Red keinen Stuß!« fuhr Erwin dazwischen. »Wenn du auf Draht bist, kommst du mit rein. Dann sehen wir uns mal alles ein bißchen genauer an.«

»Ich? — Da mit rein? — Wir? Zusammen — zu dem da?« stotterte der Knabe und blinzelte so aufgeregt dazu, als ob

ihm zugemutet worden wäre, sich einer Südpolexpedition anzuschließen. Und dann zeterte er: »Mama, der Junge hat gesagt, ich soll mit zu dem Verrückten reingehen!«

Die Frauen blickten sich erbost um, bevor die eine ihren Arm dem aufgelösten Matrosen schützend um die Schultern legte und alle gemeinsam quer über die Straße auf eine Grünanlage zgingen. Der dicke Hund drehte sich noch einmal um und bewegte die Schnauze. Zum Bellen war er zu müde.

Heini kratzte sich ausgiebig den Kopf, aber er sagte nichts. Erwin kratzte sich nicht. Aber er sagte: »Wenn ich schon einen weißen Matrosenanzug sehe . . .«

Während sie den kiesbestreuten Weg hinaufliefen, hörten sie aus der Ecke, wo ein unscheinbarer Schuppen stand, eifriges Gehämmer. Heini ging grundsätzlich jedem Gehämmer nach. Durch die geöffnete Tür sahen sie ein Schmiedefeuier brennen.

»Was kann ein Förster schon zu basteln haben«, sagte Erwin zu seinem Freund, »allenfalls eine neue Fuchsfalle oder Fußangeln für die Wilddiebe.«

Herr von Draï sah auf. Er hatte die Jungen bereits beobachtet, als sie am Zaun standen und nicht wußten, ob sie es wagen konnten, näher zu treten. Es kamen öfter Leute zu ihm. Er verteilte Holzlesescheine und gab im Sommer Erlaubnis zum Beerensuchen in den herzoglichen Wäldern. In letzter Zeit kamen aber auch viele Neugierige, die nichts weiter wollten, als durch die Zaunlatten in den Draïsschen Garten sehen. Es störte ihn nicht, wenn sie spöttisch lachten oder gar ihre Witze über ihn machten.

»Na, Jungs!« rief Herr von Draï die Freunde an. »Wo soll's denn hingehen? – Zu mir?«

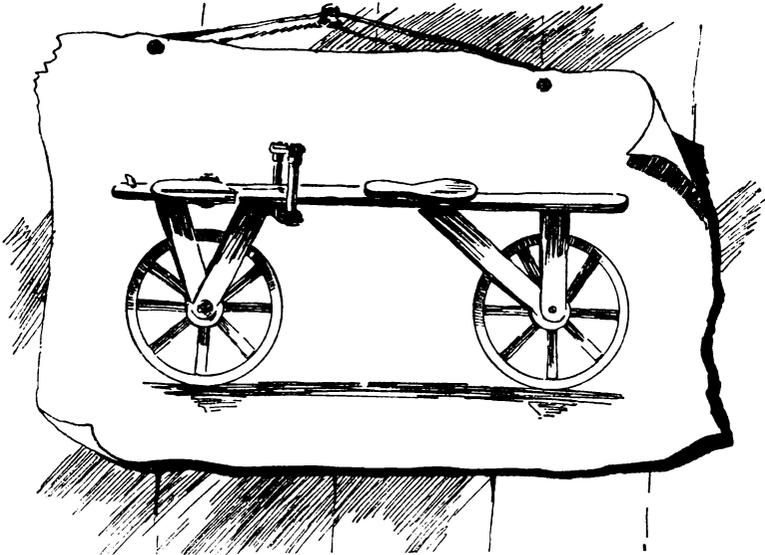
»Wir dachten – man hat uns erzählt –«, sagte Erwin im Nähergehen.

Heini kam ihm zu Hilfe: »Wir haben gehört, daß Sie so'n Ding, so einen Apparat mit Rädern . . .«

Der Forstmeister lachte. Sie sahen es nicht, weil der Bart seinen Mund verdeckte; aber sie konnten es vermuten.

»So einen Apparat mit Rädern . . .« wiederholte er gutgelaunt. »Ich sehe, ihr interessiert euch dafür. Na, und Mut habt ihr auch. Die anderen bleiben nur immer an der Tür stehen und unken, wenn sie etwas sehen, was sie nicht begreifen können. – Da – das ist die Zeichnung, nach der ich mir mein Lauftrad zusammengezimmert habe«, sagte Herr von Drais und deutete auf die Tür.

Die Freunde sahen auf ein abgegriffenes Stück Papier, das neben einer Donnerbüchse und Marderfellen hing.





Erwin Klemm wollte vor lauter Geringschätzung gleich losprusten, weil er an die Halbballon-Tourenräder, Modell 1952, dachte. Aber Heini trat ihn gerade noch rechtzeitig auf den Fuß.

»Hier auf den Sattel setzt man sich, und auf den Bügel vorn stemmt man die Arme«, erklärte Herr von Drais seine Erfindung. »Wenn man nun abwechselnd die Füße gegen die Erde stößt . . .«

». . . dann werden die Räder in Bewegung gesetzt, und dem Betreffenden wird das Laufen wesentlich erleichtert«, ergänzte Heini Brauer, der Hochachtung vor diesem Fahrradmodell empfand.

»Sehr richtig«, bestätigte der Erfinder und klopfte Heini anerkennend auf die Schulter. »Ich bin noch nicht ganz zufrieden damit, es geht alles noch zu umständlich.« – Dabei betrachtete er gedankenversunken das hölzerne, eisenbeschlagene Gestell, das vor ihm auf dem Tisch lag. Es besaß weder Freilauf noch Kugellager, keine Bereifung, keine Bremse und nur ein sehr primitives Lenkwerk. Aber es fuhr – das war die Hauptsache.

»Karl, nun sieh dir das an«, hörte man plötzlich eine Frau schimpfen. »Mit deinem dauernden Herumgekutsche richtest du nichts als Unheil an!« Sie trat in die Schuppentür und deutete auf ein Blumenbeet, dessen rote Tulpen zum größten Teil umgeknickt oder doch stark beschädigt waren.

Der Forstmeister kaute auf der Unterlippe, daß sich die kleinen Barthaare sträubten. Beim Hinausgehen nickte er schuldbehaftet. »Entschuldige bitte . . . die roten Tulpen, gewiß doch, gewiß doch. Sie sind dein Steckenpferd.« Und an die Freunde gewandt: »Eigene Spezialzüchtung aus Samen – sehr müh-

selige Angelegenheit. Ausgerechnet stehen sie auch hier an der Weggabelung, wo ich bei meinen Probefahrten immer wende.« — Er bückte sich und drückte mit den Fingern behutsam an den demolierten Pflanzen herum. Die Freunde halfen ihm dabei.

»Die Kurven haben's in sich«, sagte der bärtige Mann, dessen Alter sich schlecht schätzen ließ, und blickte sich nachdenklich um. »Es ist noch nichts Vollkommenes . . .« — Er nahm einen abgebrochenen Blütenkelch in die Hand und betrachtete die schön geformten, sattrot leuchtenden Blätter mit der Forstleuten eigenen Gründlichkeit. — »Alles braucht seine Zeit«, sagte er dazu wie zu sich selbst. »Am Anfang war ein Samenkorn . . . auf die Pflege kommt es an, auf die Sonne, auf den Regen und darauf, daß man die Geduld nicht verliert. Das ist wie mit einem guten Gedanken. Einer bringt ihn zum Keimen . . . Wenn es eine gute Ernte werden soll, müssen sich erst viele darum mühen . . .« Er sah die Freunde an.

Heini Brauer begriff, was damit gemeint war. Dann erhoben sie sich von ihrer Arbeit an dem Tulpenbeet, und der Freiherr streckte ihnen die Hand hin. »Bis heute nachmittag«, sagte er.

»Heute nachmittag?« fragte Erwin, weil er nicht wußte, wie er das verstehen sollte.

»Um drei Uhr, Gasthaus ‚Zum Roten Hirschen‘, Heidelberger Chaussee!« antwortete Herr von Drahs beim Auseinandergehen. »Auf zur großen Wettfahrt! — Wollen sehen, ob es mir gelingt, dem Pferdegespann davonzuradeln!«



Punkt drei Uhr trabte unter dem Mordshallo Hunderter von Schaulustigen ein Schimmelgespann mit einem vollbesetzten Rollwagen vom Hof des »Roten Hirschen« und verschwand in Richtung Heidelberg. Daneben rollte das Laufrad des Herrn von Drais mit seinem Erbauer im Sattel. — Fünf Kilometer weiter befand sich der Wendepunkt der Rennstrecke; dort sollten die beiden Fahrzeuge kehrtmachen und zum Gasthaus zurückkommen.

Erwin und Heini saßen mit einem Dutzend anderer Zuschauer auf dem Wagen und spornten die beiden Teilnehmer des Rennens, den Kutscher und den Forstmeister, durch Zurufe an. Heini und ein Freund des Forstmeisters hatten sich dem Laufrad zugewandt, alle anderen, auch Erwin Klemm, setzten ihre Hoffnung in die Pferde.

Am Wendepunkt schien es denn auch so, als wenn sich der Forstmeister mit seinem Laufrad ein bißchen zuviel zugemutet hatte. Er lag bereits dreißig Meter zurück.

»Da siehst du's, du Fahrradnarr!« frohlockte Erwin Klemm.
»Sogar die Gäule lachen über das ulkige Gestell.«

Heini drückte die Daumen. Soviel Unternehmungsggeist durfte doch nicht unbelohnt bleiben, der mußte ja einfach Erfolg haben.

Eingehüllt in eine Wolke grauen Straßenstaubes kam das Laufrad hinter dem in allen Fugen krachenden Rollwagen hergerast. Manchmal sah man ein paar lange, zappelnde Beine aus der Wolke auftauchen. Dann bogen sich die Männer auf dem Wagen vor Vergnügen und Schadenfreude.

»Wetten, daß er sich bei dieser Tortur die Beine kurz wetzt?« schrie der dickbäuchige Hirschenwirt, der es sich nicht nehmen lassen wollte, die ganze Wettfahrt mitzuerleben. Sein blanker Schädel leuchtete in der Sonne wie eine überreife Tomate. —
»Kurz und krumm wie die von seinen Dackeln!« Er ließ seine Hände mit den dicken Wurstfingern wieder und wieder auf die Schenkel fallen, daß es klatschte.

Erwin stimmte in das Gelächter der Männer um den Gastwirt bedenkenlos ein. Einer von ihnen, ein Forstbeamter wie Drais, machte fortwährend den Vorschlag, der kühne Radler solle vorn am Lenker einen Speer befestigen und dann quer durch den Wald Jagd auf Wildsauern machen.

Der Wirt versprach eine Lage nach der anderen für den Fall, daß der verrückte Forstmeister doch noch siegen würde, weil er sah, daß Drais hoffnungslos abgeschlagen lag, während der Kutscher das Tempo weiter steigerte.

»Gib es auf Heini! Heini, gib es auf!« rief Erwin Klemm sei-

nem Freund zu, der immer noch anfeuernde Worte in den Staub der Straße brüllte.

Zwei Kilometer vor dem Ziel geschah das Unfaßbare: Karl von Drais holte den Rückstand Meter um Meter auf und lag nach weiteren tausend Metern mit dem Gespann auf gleicher Höhe. — Heini sah wie gebannt auf die surrenden Räder, auf die wirbelnden Beine und auf den wehenden Vollbart des Forstmeisters. Man tobte und schrie, aber man konnte nicht verhindern, daß der Mann auf dem Lenkrad einem sicheren Siege zusteuerte.

Schweißtriefend, aber strahlend vor Glück nahm er bald darauf einen Riesenstrauß roter Tulpen in Empfang. »Ersatz für die zu Hause«, sagte der Forstmeister und drückte sie mit einem Augenzwinkern seiner Frau in den Arm. Alles lachte und rief durcheinander. Erwin stand dabei und schwieg. Er besann sich auf die Worte, die Herr von Drais frühmorgens über Samenkörner und gute Gedanken gesprochen hatte.

Während jemand das Draissche Laufrad hoch emporhob und es stolz Draisine nannte, wünschte der großspurige Wirt das Gefährt und seine eigenen Versprechungen zum Teufel. Heini Brauer versetzte dem einen Rad voller Freude ein paar kräftige Stöße, so daß es sich so rasch vorwärts drehte, als ob es die Zeit bis zu seiner Weiterentwicklung gar nicht erwarten könne.

Nach 55 Umdrehungen — glich nicht jede Umdrehung einem Jahr? — blieb es stehen . . .

Sommer 1873

Polizeijagd auf Veloziped-Rennfahrer

Auf dem geräumigen Hof einer Münchner Brauerei herrschte reges Leben. Männer in frisch gebügelten Anzügen, aber auch viele in bunter und, wie es den Freunden schien, viel zu unbequemer Sportkleidung standen in Gruppen umher und sprachen aufeinander ein.

»Mit der Polizei möcht' ich nichts zu tun haben, habt ihr verstanden?« sagte ein grauhaariges, knickebeiniges Männlein mit blanken Silberknöpfen an der Weste in echt bayrischem Tonfall. Von der Rückseite seines grünen Filzhutes wippte ein gewaltiger Rasierpinsel. »Nicht, daß es nachher heißt, die Hinterhubers haben was auf 'm Kerbholz, die Hinterhubers haben gegen die Paragraphen verstoßen!«

Vor ihm saßen auf Bierfässern zwei stabile junge Männer in Trikots und schüttelten lächelnd den Kopf.

»Anfangs im Hintergrund halten und Übersicht gewinnen«, hörte Erwin im Weitergehen einen anderen Mann sagen, der, nach seiner ölverschmierten Jacke und dem Werkzeug in seiner Hand zu urteilen, bis vor kurzem an einem der bereitstehenden Hochräder herumgebastelt hatte. »Nur nicht gleich wie ein Wilder losrasen, sage ich. Abwarten und kühlen Kopf behalten!«

»Ich drücke aufs Tempo!« ließ sich der Angeredete nicht bekehren und prüfte nach, was der Mechaniker, der zugleich sein Trainer sein wollte, am Tretlager repariert hatte.

»Und dann brichst du dir schon nach fünf Minuten das Genick, und andere machen das Rennen!« schnauzte der in der schmutzigen Jacke los. »Die großartige Kluft macht noch keinen großartigen Rennfahrer!« Dabei musterte er sein papageienhaft aufgeputztes Gegenüber mit einem gering-schätzigen Lächeln.

»Wir sprechen uns nachher wieder!« winkte der ab und lief nervös vor seinem an der Wand lehrenden Hochrad auf und ab. »Entweder ich gewinne heute, oder ich angle ab nächsten Sonntag wieder anstatt radzufahren!«

»Gewonnen wird mit dem Kopf und nicht mit den Beinen!« rief der Monteur ihm nach und sah sich zustimmungheischend im Kreise um. Die Radrennfahrer, die das hörten, waren keiner einheitlichen Auffassung. Manche gaben dem Mann in der blauen Jacke recht, andere enthielten sich des Urteils. Aber alle waren entschlossen, das erste öffentliche Rennen des Münchner Velociped-Clubs über 9 Kilometer auf der Promenade der städtischen Grünanlagen zu einem großen Erfolg zu gestalten.

»Fahrt nachts, wenn euch keiner sieht,« riet der Kleine mit dem wippenden Gamsbart seinen Söhnen, »oder hier auf 'm Hof immer im Kreis herum! Am besten ist es, ihr laßt es überhaupt sein, kommt ja doch nichts bei raus!«

Heini und Erwin stießen sich an und lachten, als sie es hörten.

»Lacht nicht!« verwarnte sie Herr Hinterhuber und drohte mit der Krücke seines eichenen Spazierstockes. »Da gibt's nichts zu feixen. Was die hier vorhaben, ist verboten! Jawohl, verboten! Die Polizei läßt nicht mit sich spaßen — und ich auch nicht, damit ihr's wißt!« Der Gamsbart bebte, und

Hinterhubers verwegenen Söhnen begann es heiß unter den bunten Schirmmützen zu werden.

Spannung, Erregung und Gewissensbisse zerrten an den Nerven der Rennfahrer und Veranstalter. Von den Doppeltürmen der Frauenkirche schlug es fünf Uhr. Um vier Uhr sollte eigentlich schon gestartet werden, aber noch immer war der Kurier nicht zurück, der ihnen melden sollte, ob sich die planmäßige Polizeistreife außer Sicht befand.

Erwin stand staunend vor den Rennmaschinen. »Na, Mensch, die müssen doch glatt eine Leiter zum Auf- und Absteigen mitnehmen«, wandte er sich an Heini Brauer, der ebenfalls einen gelinden Schreck bekommen hatte, als er erfuhr, daß man mit Hochrädern um die Wette fahren wollte.

»Durch eine normale Hoftür können die doch gar nicht rausfahren!« stellte Heini fest und sah sich besorgt nach der Straßenfront des Grundstücks um. Er lachte — das zwei-flügelige Hoftor würde bestimmt ausreichen.

»Überhaupt Radrennen mit diesen Vehikeln!« spottete Erwin. »Empfehl den schnauzbärtigen Herrschaften, eine Lebensversicherung abzuschließen oder einen Fallschirm anzulegen!«

Ein hochgewachsener blonder Mann in quergestreiftem Hemd und ebensolchen Hosen, die unter dem Knie zusammengebunden waren, stand hinter ihnen. »Wir kennen unsere Velozipeds wie unsere Hosentaschen«, beschwichtigte er die Gemüter der Jungen. »Ich war vor vier Jahren in Maastricht in Holland zum ersten Wettbewerb im Langsamfahren und Hindernisrennen«, erzählte er, »das war allerdings nicht ganz ungefährlich. Das heißt«, unterbrach er sich, »ein Fortschritt gegenüber 1863 war's immerhin. Damals hatten sie in Eng-



land bei einem der ersten Hochradrennen noch neun Knochenbrüche zu verzeichnen. In Holland waren es fünf Verletzungen weniger.«

Erwin sah seinen Freund Heini an. »Donnerkiel!« sagte er dann. »Ich hätte gar nicht geglaubt, was für Unerschrockenheit dazu gehört, die Radfahreierei weiterzuentwickeln.«

»Aber sagen Sie mal«, wandte sich Heini an den Quer-gestreiften, »wer hat denn nun eigentlich die urkomischen

Riesendinger da erfunden? Und warum hört man nichts mehr von der Draisine?»

Der blonde Mann setzte einen Fuß auf eins der herumliegenden Bierfässer und rieb sich mit der Hand über die Stirn, als wenn er sehr gründlich nachdenken müßte. »Tja, der gute alte Forstmeister«, sagte er dann leise wie zu sich selbst.

»War doch wohl der erste, der sich auf unserem Kontinent überhaupt mit der Radfahrelei beschäftigt hat, was?« be-
drängte ihn Erwin.

Der Mann schüttelte den Kopf. »Moment mal«, sagte er, »immer der Reihe nach. Nichts gegen den guten alten Drais, aber so etwa 30, 40 Jahre vorher haben sich die Franzosen auch schon mit diesem Problem herumgeschlagen. Da gab es drei- und vierrädrige Fahrzeuge, die man durch ein mit Händen und Füßen betriebenes Federwerk fortbewegte. Schließlich war da noch einer . . . wartet mal, wie hieß er doch gleich, richtig: der Ignaz Trexler aus Graz war da noch mit seinem Zweirad – das muß so um 1790 herum gewesen sein.«

»Ach nee . . .!« staunte Erwin, »und ich dachte, der Mannheimer Forstmeister sei ganz allein auf den Einfall gekommen.«

»Von sich aus betrachtet schon!« belehrte ihn der Mann in dem schwarz-weißen Jersey. »Der technische Fortschritt macht aber vor keiner Landesgrenze halt. Wenn die Zeit reif ist, entzünden sich geniale Geister überall an einer geeigneten Idee.«

»Und Drais?« fragten die Freunde.

»Nach seiner ersten Wettfahrt war es zwanzig, ja dreißig Jahre lang recht still um die Draisine geblieben. Erst um 1850 häuften sich die Nachrichten von der Weiterentwick-

lung der Draisschen Idee besonders aus Italien, England und Frankreich. — Habt ihr mal etwas von dem Franzosen Michaux gehört?«

Erwin und Heini schüttelten den Kopf.

»Also Herr Michaux war Schlosser, und als man ihm eine reparaturbedürftige Draisine in die Werkstatt brachte, kam er auf den Einfall, das Vorderrad mit zwei Tretkurbeln zu versehen, so daß man die Füße beim Fahren nicht mehr vom Erdboden abzustoßen brauchte. Schließlich hat er auch den Sattel abgefedert und später sogar den Holzrahmen durch einen eisernen ersetzt. Das war ein ganz erheblicher Fortschritt. Michaux hielt sich wohl für einen großen Geist, denn er meinte, zuerst auf den Gedanken mit den Pedalen gekommen zu sein, genauso wie sich Drais für konkurrenzlos gehalten hatte. Tja, und dann meldete sich ein gewisser Moritz Fischer aus Schweinfurt und nannte eine ganze Anzahl Zeugen dafür, daß er schon jahrelang seine Dienstwege kurbelnd zurückgelegt hatte. Als man der Sache auf den Grund ging, stellte sich heraus, daß sie beide — jeder für sich und ohne voneinander abzugucken — mit ihren Überlegungen zu dem gleichen Ergebnis gekommen waren.«

»Das versuchen wir unserem Deutschlehrer auch immer einzureden, wenn wir beim Diktatschreiben dieselben Fehler gemacht haben«, frohlockte Erwin.

»Ja, aber warum ist man denn dann nicht bei dieser Art des Velozipeds geblieben?« wollte Heini wissen.

Der Mann im Zebraanzug winkte ab. »Ich persönlich bin für das Hochrad. Es ist beweglicher und schneller. Friedrich Trefz hat es so um 1860 herum konstruiert.«

»Wenn sich nicht noch herausstellt, daß irgendwo sonst in

der Welt ebenfalls Hochräder gebaut worden sind«, warf Erwin ein.

»Stimmt!« lachte der Mann und schlug Erwin kameradschaftlich auf die Schulter. »In England hat man tatsächlich im gleichen Jahr auch schon mit Hochrädern herumexperimentiert. Seitdem gibt's eben Hoch- und Niederräder. Die einen sind dafür, die anderen sind hierfür; die Zukunft wird lehren, welche Art sich durchsetzt.«

»Na, wissen Sie«, äußerte Erwin seine Bedenken, »es mag ja allerlei Technik dazugehören, um ein guter Hochradfahrer zu sein, aber konnte man denn die Konstruktion nicht ein bißchen schnittiger, ein bißchen kleiner und gefälliger halten? Wenn man mit dem Unikum mal ordentlich den Bordstein runterfährt, gibt's doch bestimmt eine Acht.«

»Wieso denn noch kleiner?« ereiferte sich der Mann. »Da müßtet ihr mal das Veloziped eines Hannoveraner Sportfreundes sehen — Radumfang acht Meter, Übersetzung 70 Zoll, Gewicht 100 Kilogramm —, dagegen sind unsere Fahrzeuge direkt niedlich.«

Die Freunde lachten. »Niedlich ist gut«, sagte Erwin.

»Aber wartet mal ab, wenn wir erst umbauen — Rahmen aus Eisenrohren, dazu Holzfelgen: allerneuste Errungenschaften des Franzosen Truffault —, dann werden die aber Augen machen, die uns jetzt noch belächeln. Übrigens hat Monsieur Truffault hochinteressante Versuche mit Säbelscheiden am Niederrad gemacht.«

»Ist Truffault 'n Fakir?« fragte Heini ungläubig. »Säbelscheiden?«

»Ich sage euch, das ist das Ei des Kolumbus!« triumphierte der im Zebraanzug. »Na, überlegt doch mal!« — —

Ein Pfeifensignal ließ die Aktiven unter der heimlich versammelten Sportgemeinde aufhorchen. —

Die Luft sei rein, erklärte der Veranstalter, er habe jetzt von der ganzen Strecke Berichte vorliegen, wonach sich die Polizisten mehr dem Stadttinneren zu bewegten. Im Nu schwan- gen sich etwa zwanzig bunt bedreßte Männer mit einer ver-



blüffenden Geschicklichkeit auf die Sättel ihrer Räder und rollten hintereinander durch das Tor zur Promenade der städtischen Grünanlagen.

Herr Hinterhuber murrte immer noch. Beschwörend hob er die Arme, aber er reichte den Söhnen auf ihren Hochrädern nur knapp bis an die Knie. Die beiden schlugen einen Haken und entwetzten. Auch der Papageienbunte kurvte zum Tor hinaus. Neben ihm her lief der Monteur und versuchte vergeblich, ihm klarzumachen, wieso man mit dem Kopf statt mit den Beinen ein Rennen gewinnen könne.

Als letzter verließ der Mann im gestreiften Trikot den Hof. Er fuhr vor den Augen der Freunde den Bordstein hinauf und wieder hinunter und meinte dazu: »In Dresden ist neulich einer von unserer Gilde alle zweiundvierzig Stufen der Brühlschen Terrasse hinuntergerast. Hat dem Veloziped gar nichts ausgemacht. Handgeschmiedet ist eben handgeschmiedet!« Dann begab er sich an den Start.

Das Kommando ertönte — zwanzig Rücken krümmten sich — zwanzig Riesenräder begannen, sich zu drehen. Wer über die ausgeklügelteste Fahrweise verfügte, übernahm die Spitze des Feldes. Die anderen schlossen sich an. Die Anfänger kurbelten, so gut es ging, hinterher und ließen keinen Blick von den Favoriten, um von ihnen zu lernen, wie man es zu solcher Meisterschaft brachte. — Der in dem Zebratrikot gehörte zu den Favoriten, wie sich bald herausstellte. Er fuhr mitten auf dem von Blumenbeeten und Ruhebänken gesäumten Weg mit einem mörderischen Tempo dem Ziele entgegen. Eine Gruppe von sechs Fahrern folgte ihm in mäßigem Abstand.

Plötzlich gab es lautes Geschrei. Hinter einer Wegkrümmung war man auf eine Gruppe Spaziergänger gestoßen, die



mit aufgespannten Sonnenschirmen, wehenden Röcken und weinenden Kindern in wildem Zickzack vor den Rennfahrern herrannten. Gelang es dem Zebratrikot gerade noch mit knapper Mühe, einen Bogen um einen kläffenden Köter zu schlagen, wobei ihm allerdings ein Schirm und ein Hut in die Speichen gerieten, so wurde der Hund dem Kunterbunten zum Verhängnis. Er bremste, geriet dabei einem Kleidersaum zu nahe, der Stoff verhedderte sich in dem großen Rad, und dann stürzte der Fahrer auch schon Hals über Kopf ins Jasmingesträuch, während der völlig verängstigte Hund vor lauter Erregung seiner eigenen Herrin den Sonntagsstaat in Fetzen riß.

Man schrie nach polizeilichem Schutz. Beherzte Männer schlugen mit Spazierstöcken auf die vorüberrasende Meute ein. Manche von den Fahrern nahmen Kurs quer über die nächste Wiese, um sich in Sicherheit zu bringen. Andere verloren die Orientierung und die Gewalt über ihre Räder und landeten irgendwo im Unterholz. — Acht entkamen unangefochten. Sie traten in die Pedale, was das Zeug hielt. Wo sie erschienen, nahm man erschreckt Reißaus. Straußenfeder-garnierungen und Handschuhe, Täschchen und Stullenpakete markierten den Fluchtweg. Der Mann im quergestreiften Trikot hielt sich wacker. Zwei seiner Klubkameraden folgten ihm. Einmal flog ihnen eine Salve Kieselsteine an den Kopf.

Als der Gestreifte sich einem Aufgebot schnell herbeigeeilter Ordnungshüter gegenüber sah, rief er laut: »Polizei!«, um seine Freunde zu warnen. Die Kameraden rasten vorbei, sprengten die Absperrketten und entflohen. Der Quergestreifte hatte Pech. Ehe er seine Personalien zu Protokoll gegeben und den Polizisten klargemacht hatte, daß für ihn der Sieg des Rennens auf dem Spiele stand, war es für die Verfolgung der

anderen schon zu spät, und so kam er um den verdienten Sieg.

Abends saß man im Keller der Brauerei zusammen und tauschte die Erfahrungen dieses ereignisreichen Sonntags aus. Es roch nach Schweiß und Pflasterstreifen, nach Medizin, Zigarrenqualm und Straßenstaub. Zehn Strafmandate, verschiedene Trachten Prügel, blaue Flecke, Hautabschürfungen und zahlreiche Schäden an den wertvollen Fahrzeugen vermochten die Freude über den Rekord des Tages, 9 Kilometer in 42 Minuten, nicht zu trüben.

Nur einer saß ein wenig abseits von den übrigen und packte seinen knallbunten Sweater, die verbeulte Schirmmütze und eine völlig zerfetzte Schärpe aus reiner Seide stillschweigend in den Rucksack. Der Rucksack roch nach Fisch. Sein Eigentümer wollte nichts mehr von der Radfahrei wissen. Er war als Vorletzter durchs Ziel gegangen. Von nun an würde er wieder angeln gehen. Das war weniger aufregend und verursachte keine blutige Nase.

»Worauf führen Sie Ihren Erfolg in erster Linie zurück?« fragte Heini in der Art, wie Reporter Rennfahrer eben gern ausfragen, den Matador, einen untersetzten rothaarigen Mann, dessen Gesicht bis zur Unkenntlichkeit verquollen war.

Der Rothaarige lachte. »Auf das Eingreifen der Polizei natürlich!«

»Ich denke, die Polizei hat alles verdorben?« wunderte sich Erwin.

»Das Rennen schon,« belehrte ihn der Sieger, »aber wenn die Polizei nicht hinter mir her gewesen wäre, hätte ich die neue Rekordzeit niemals erreicht.«

Auf dem Tisch drehte sich das Rad eines versilberten Hoch-

radmodells, das der Meisterfahrer als Ehrenpreis erhalten hatte. Die Männer sahen mit Augen zu, die verrietten, daß sie schon jetzt gern gewußt hätten, welche Entwicklung der Fahrradsport in den nächsten zwanzig Jahren nehmen würde.

Auch der alte Hinterhuber saß dabei, und seine Augen strahlten wie die Silberknöpfe auf seiner blauen Weste. Sein Ältester hatte den zweiten Platz belegt, und für den Jüngsten wollte er nun ohne Wimpernzucken das verhängte Strafmandat bezahlen.

Einundzwanzigmal drehte sich das Rad . . .

Bevor es stillsteht und ihr erfahrt, wie die Entwicklung des Drahtesels vom »Glücklichen Drachen« bis zur schnittigen Tourenmaschine mit Kilometerzähler und eingebautem Scheinwerfer weiter vor sich geht, möchte ich euch etwas fragen.

Aber vorher rasch noch etwas anderes, was mir gerade einfällt: So ist das mit einer gewissen Sorte von Querköpfen, erst quengeln und nörgeln sie herum, daß man sie überhaupt nicht mehr ausstehen kann, und nachher entpuppen sie sich als die patentesten Kerle von der Welt. (Siehe Hinterhuber senior.) Ihr habt also gemerkt, wie man es am geschicktesten anstellt, Leute zu bekehren: Überzeugen, durch Taten, durch Leistungen überzeugen ist alles! Oder glaubt ihr etwa, daß der alte Hinterhuber so bereitwillig in die Brieftasche gegriffen hätte, wenn sein Ältester ihm nicht bewiesen hätte, daß er wirklich etwas konnte?

Ach, und dann noch die Geschichte mit dem »Papagei«.

Zieht sich da einer eine wer weiß wie großartige Kluft an und denkt, nun könne er alle anderen in den Sack stecken. Aber das wißt ihr ja selbst: Äußerlichkeiten sind nicht maßgebend. Oder

anders ausgedrückt: Was nützt die schönste Schüssel, wenn nichts drin ist?

Bei diesem hier war wirklich nichts »drin«, sonst hätte er auf den Monteur gehört. Der hat schon das Richtige getroffen: Mit dem Kopf und nicht nur mit den Beinen fahren. Also überlegen, bevor man sich ins Zeug legt!

Überhaupt ist für einen richtigen Sportler die Hauptsache, daß er an einem Wettkampf teilnimmt; ob er siegt, interessiert ihn erst in zweiter Linie. Natürlich ist er stolz, wenn es ihm gelingt — kann er ja auch —, aber wenn er davon alles Weitere abhängig macht . . . na, ich danke. Ist ja auch kein richtiger Sportler gewesen, der Papageienbunte mit der Seidenschärpe . . . Soll er ruhig wieder angeln gehen.

Jetzt hätte ich beinahe meine Frage vergessen:

Warum ausgerechnet Säbelscheiden?

Was hat Herr Truffault damit angestellt und warum?

Hat er etwa die Ausgabe für fabrikneue, gerade Eisenbleche gescheut?

Ihr könnt ruhig weiterblättern, wenn ihr mit verzwickten Fragen nichts im Sinn habt. Es sieht ja keiner. Es ist bloß so — immer kann man nicht weiterblättern. Da steht dann einer und wartet . . . wartet. Und der denkt dann womöglich: Was nützt die schönste Schüssel . . . Vielleicht trainiert ihr heute schon einmal für den Ernstfall.

Aber stop! — Das Rad hat sich einundzwanzigmal gedreht. Jetzt steht es still. — Einundzwanzig Jahre sind vergangen . . .

München 1894

Ein Fahrrad mit vier Sätteln und andere merkwürdige Konstruktionen

Erwin und Heini befanden sich mit vielen anderen Besuchern in einem großen Saal, der einer Münchner Fahrradfabrik zu Ausstellungszwecken diente.

Am Nachmittag war das große Radrennen Mailand–München nach 29 Stunden zu Ende gegangen. Eine große Anzahl Zuschauer hatte sich dazu in der Isarstadt eingefunden. Bei dem über mehr als 500 Kilometer führenden Rennen waren auch die Konstruktionen der ausstellenden Fabrik vertreten gewesen. Jetzt drängten sich Neugierige und Kauflustige gleichermaßen um die Ausstellungsstücke. Der Rennverlauf hatte bewiesen, daß die Erzeugnisse der Fabrik der stärksten Beanspruchung auf der Fahrt über die Alpen standgehalten hatten. Das verfehlte natürlich nicht seine Wirkung auf die Masse derjenigen, die dem Fahrrad noch voller Mißtrauen gegenüberstanden.

»Na, was sagst du nun?« wandte sich Heini an seinen Freund Erwin Klemm und deutete auf die Vielzahl der nebeneinander aufgebauten Fahrradtypen. »Ist das nicht ein gewaltiger Fortschritt in zwei Jahrzehnten?«

»Ordinary Bicycle – Hochrad mit direktem Vorderrad-antrieb«, buchstabierte Erwin gerade. »Ich verstehe nicht, daß sich diese unförmigen Dinger so lange behaupten können«, wunderte sich Erwin. »Nun guck doch bloß, wie ungeschickt der Sattel da oben auf dem Reifen klebt.«



Daneben war ein übersetztes Hochrad zu sehen, das Vorderradantrieb mit gleichzeitiger Zahnradübersetzung besaß. Es folgten das Focile, ein Hochrad mit Zahnradübersetzung und Hebelantrieb, das Kangaroo, ein niedriges Hochrad mit Kettenantrieb am Vorderrad, und das Star Bicycle, ein Hochrad mit Hebelantrieb durch Riemen, die auf Trommeln liefen.

Erwin schüttelte den Kopf. »Schade ums Material und um die Arbeitszeit«, sagte er im Weitergehen.

»Entwicklungen gehen nicht immer ohne Irrtümer oder Umwege vor sich«, erwiderte Heini Brauer, der schon viel über technische Werdegänge gelesen hatte. »Auch der Irrtum ist nötig, hat mal ein gelehrter Mann gesagt, ‚die Hauptsache ist, man lernt daraus, noch größere Irrtümer zu vermeiden‘ – oder so ähnlich.«

»Bist 'n kluges Kind«, foppte Erwin den Freund und drängte sich an den nächsten Stand. ‚Nieder- oder Sicherheitszweirad (Rover) mit Hinterradantrieb durch Kettenübersetzung, Baujahr 1892 – erste Konstruktion 1885 (England)‘, stand auf einem Schild.

»Na, endlich«, atmete Erwin auf, »sieht doch nun mal wirklich aus wie ein richtiges Tretomobil.«

»Fällt dir nichts auf?« fragte Heini.

»Klar«, platzte Erwin heraus, »da steht ja 'n viersitziges Fahrrad. Ist wohl für eine ganze Familie gedacht? – Muß ja unerhört lustig aussehen, wenn Vater, Mutter und die lieben Kinder auf ein und demselben Rad ins Grüne kurbeln. Mann, und da drüben eine Konstruktion mit zwei nebeneinander angeordneten Sitzen. Wirklich allerhand fürs Geld!«

»Nicht doch«, unterbrach ihn Heini, »ich meine, fällt dir an den Rädern sonst nichts weiter auf?«

»Stimmt«, sagte Erwin nach einer Weile, »statt der Holzfelgen verwendete man früher massives Eisen und jetzt Hohlstahl. Die Vollgummiringe auf den Felgen wurden 1889 durch hohle Polsterreifen ersetzt, bis der Schotte Dunlop 1891 den pneumatischen Reifen konstruierte, der aus Schlauch und Mantel besteht und vermittels einer Luftpumpe . . .«

Heini lachte, nachdem er sich zuerst über Erwins Klugheit gewundert hatte. »Ablesen kann ich auch«, sagte er dann und betrachtete eine der großen Tafeln, die in anschaulicher Weise auf die verschiedensten Entwicklungsetappen der Fahrradindustrie aufmerksam machten.

»Na, Emilie«, hörte Erwin indes hinter sich einen Herrn zu seiner Frau sagen, die sich gerade von dem Leiter des Verkaufsstandes verabschiedete, »hättest du das vor zwanzig Jahren für möglich gehalten, daß wir einmal so ein Veloziped für den eigenen Gebrauch erwerben würden?«

Emilie lächelte sauersüß. »Mein schöner Florentiner . . . Kornraden mit Klatschmohn rund herum . . . ein Wiener Modell . . .«

»Meine Frau hat nämlich vor zwanzig Jahren auf der Promenade recht üble Erfahrungen bei einem Hochradrennen gemacht«, wandte sich der Herr erklärend an den Verkäufer. »Einer dieser wilden Hochradfahrer hat ihr damals den neuen Hut und den Sonnenschirm zerfetzt.«

»Vor zwanzig Jahren? Auf der Promenade in München? Beim ersten Hochradrennen? Was Sie nicht sagen!« wunderte sich der Verkaufsleiter.

»Na, die Hiebe, die ich ihm dafür im Gedränge verpaßt habe, waren auch nicht von schlechten Eltern!« brüstete sich der andere und strich seine Schnurrbartenden glatt.

»Haben Sie's ihm verziehen?« erkundigte sich der Verkäufer mit einer der Frau verdächtig erscheinenden Anteilnahme.

»Verjährt und vergessen!« winkte der noble Herr geschmeichelt ab und hatte Mühe, sein stattliches Doppelkinn in dem steifen weißen Kragen nicht einzuklemmen.

»Gott sei Dank!« stieß der hochgewachsene, blonde Mann vom Ausstellungsstand da hervor. »Nehmen Sie es mir bitte nicht übel, meine Herrschaften«, lachte er dann, »der wilde Hochradfahrer steht vor Ihnen. Ich trug damals ein quergestreiftes Trikot, sah aus wie ein Zebra, stimmt's?«

Dann lachten sie alle zusammen. Auch Erwin und Heini.

Wenig später radelten ein Herr und eine Dame auf einem fabrikneuen Tandem durch Münchens nachtdunkle Straßen.

Als sich die Räder fünfundfünfzigmal gedreht hatten, war es, als ob 55 Jahre vergangen seien; denn die Zeit steht nicht still – alles drängt nach Fortschritt und Vollendung.

Sommer 1949



Von Radrennfahrern, die auf Kommando verlieren, und von echtem Kameradschaftsgeist

Sie saßen gemeinsam mit Reportern in einem Auto, und der Fahrtwind wühlte in ihrem Haar. Es ging durch Dörfer und Städte, über Berge hinweg und vorbei an Wäldern und Äckern. Überall an den Straßen standen Menschen und jubelten den Rittern des Pedals zu. Und wo eine Etappe der Deutschlandrundfahrt 1949 zu Ende ging, bereiteten sie den Rennfahrern einen begeisterten Empfang, reichten ihnen Erfrischungen und kleine Geschenke.

»Verdienen sicher ganz schön dabei«, sagte Erwin zu seinem Freund Heini, während sie beide in den Staub der Straße starrten und voller Ungeduld auf die Spitze des weit auseinandergezogenen Feldes warteten.

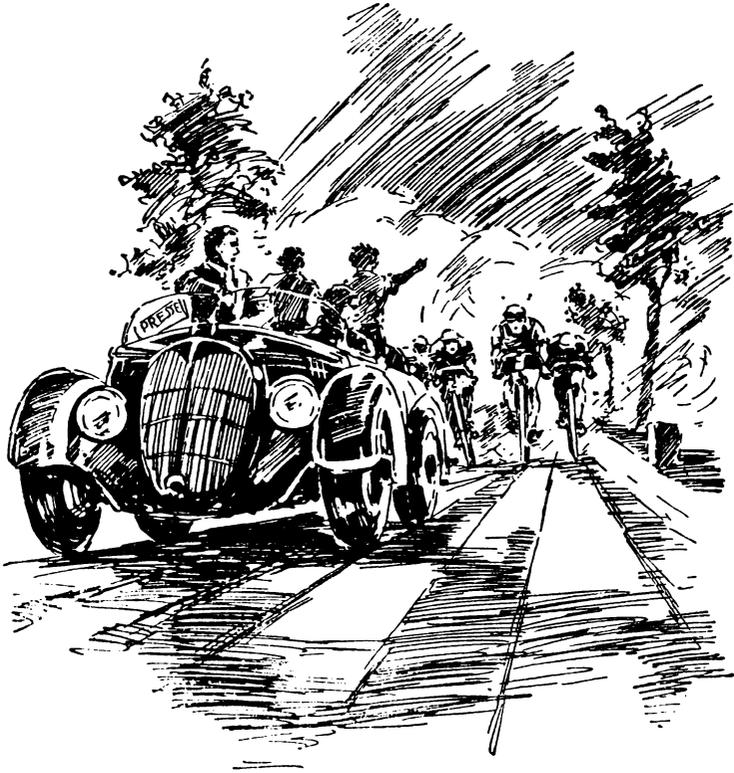
»Verdienen? Wie kommst du denn darauf? Das sind doch Amateure«, erwiderte Heini.

»Na, warum fahren sie denn wie die Wahnsinnigen, strengen sich an, geben ihr Letztes, wenn es doch nicht bezahlt wird?«

Heini Brauer staunte über soviel Ahnungslosigkeit. »Warum spielst du denn Fußball, hm?«

»Weil's mir Vergnügen macht.«

»Na, bitte, das ist doch der Hauptzweck jeder sportlichen Betätigung«, schaltete sich da der Reporter ein, der den beiden zugehört hatte. »Sport macht Freude, Sport erhält gesund. Mannschaftssport erzieht aber auch zu Kameradschaft-



lichkeit und, wie hier bei der Deutschlandrundfahrt, zur Freundschaft der Völker untereinander.«

»Man kann doch aber auch dabei Geld verdienen . . .«

»Da kommen sie!« unterbrach Heini den Freund und deutete nach vorn. – Fünf bunte Tupfen kamen rasch näher. Fünf Männer – ein Deutscher, zwei Polen, ein Ungar und ein Tscheche – hatten sich tief über ihre schnittigen, mit allen Schikanen moderner Technik ausgestatteten Leichtmetall-

räder gebeugt und spurteten auf der breiten Landstraße entlang. Die Beine wirbelten in höllischem Tempo herum, und die Speichen blitzten in der Sonne. — Die Verschlüsse der Fotoapparate in den Händen der Reporter klickten, Bleistifte huschten über das Papier. Eingehüllt in eine Wolke hoch aufstiebenden Staubes rasten die Rennfahrer vorbei. Das Auto hatte gestoppt und wartete auf das Hauptfeld.

»Natürlich kann man mit der Radrennerei auch Geld verdienen«, griff der Reporter Erwins Einwand von vornhin wieder auf und machte seine Leica für den nächsten Schnappschuß fertig. »Bis vor 30, 35 Jahren diente jedes Rennen in erster Linie dem Zweck, Konstruktionsmängel zu erkennen und den Fabriken Verbesserungshinweise zu vermitteln. Als es nichts Wesentliches mehr zu verbessern gab, kamen geschäftstüchtige Leute auf den Einfall, auch auf Kosten der Gesundheit mancher Fahrer Geld zu verdienen.«

»Aber die Fahrer verdienen doch auch«, ereiferte sich Erwin, »beim Sechs-Tage-Rennen beispielsweise.«

Der Reporter nickte zustimmend. »Freilich. — Ich will euch aber einmal die Geschichte von Jupp Scholz, einem hoffnungsvollen Amateur, erzählen, der auch geglaubt hatte, beim Sechs-Tage-Rennen sein Glück machen zu können. Und dann sollt ihr selbst urteilen.«

»Jupp Scholz? — Ja, ja, den kenne ich«, bestätigte Heini Brauer, »der hat als Amateur immer großartig abgeschnitten.«

»Eines Tages hat ihm das nicht mehr genügt«, begann der Reporter, »er wollte ein reicher Mann werden. Na, schön, er geht also ins Profilager — zu den Leuten, die den Sport als Beruf betreiben — und schlägt tadellos ein. Verdient hat er natürlich auch . . .«

»Und bestimmt nicht schlecht«, ergänzte Erwin, der sich nicht davon abbringen lassen wollte, daß der Berufssport eben doch eine famose Sache sei.

»Bestimmt nicht schlecht«, wiederholte der Reporter. »Man zahlte ihm die höchsten Gagen und machte mit seinem Namen viel Reklame . . .«

»Achtung, jetzt kommen sie!« unterbrach Heini die Geschichte des Berichterstatters und deutete auf den Pulk des schnell näherkommenden Hauptfeldes. Jetzt war keine Zeit zum Erzählen. Während sich das Auto wieder in Bewegung setzte und in mäßigem Abstand vor dem Felde herfuhr, vervollständigte der Reporter seine Notizen und machte ab und zu eine Aufnahme. Eine Wolke grauen Straßenstaubs lagerte über der nachdrängenden Meute. Ihre Gesichter waren verschmutzt, alle Sehnen gespannt, einer achtete auf den anderen — und doch war nichts Verkrampftes oder Feindseliges in der ganzen Stimmung. Es fehlte auch nicht an gutgelaunten Zurufen der Fahrer untereinander. — Plötzlich stieg einer in die Pedale, löste sich vom Sattel und zeigte den anderen die Rückennummer. Im Nu machten sich vier, fünf Fahrer an die Verfolgung, verschärften sprunghaft das Tempo, so daß das Feld auseinanderbrach. Der Reporter notierte die Namen und gab dem Chauffeur ein Zeichen, den Ausreißern zunächst noch nicht zu folgen. Inzwischen zogen die anderen vorbei.

Ganz am Schluß zappelte sich ein einzelner Fahrer mit schmerzverzerrtem Gesicht ab, um den Anschluß an das Mittelfeld wiederzugewinnen. Irgend etwas stimmte da nicht. Das Presseauto stoppte.

»Der da stoppt ja auch«, rief Heini Brauer, »warum denn das?« Sie sahen, wie ein deutscher Fahrer, der auf den zurück-



gefallenen Kameraden der ungarischen Mannschaft aufmerksam geworden war, das eigene Tempo so lange drosselte, bis der Ungar gleichzog. Nun, wo er nicht mehr so allein an aussichtsloser Position im Rennen lag, schien er seine Schmerzen zu vergessen und neuen Mut zu gewinnen.

»Bravo!« rief der Reporter zu den beiden hinüber. Und an Erwin und Heini gewandt: »So war Jupp Scholz auch. Selbstlos, kameradschaftlich, fair in jeder Lage . . .«

»Und was ist aus ihm geworden?« erkundigte sich Heini.

»Richtig«, nahm der Mann von der Zeitung das Gespräch wieder auf, und seine Miene verdüsterte sich merklich. »Jupp fuhr, er siegte und verlor, wie man es von ihm verlangte . . .«

»Wie man es von ihm verlangte?« fragten die Jungen wie aus einem Munde. »Wer kann denn von einem Rennfahrer verlangen, absichtlich zu verlieren?«

»So mancher Veranstalter eines Sechs-Tage-Rennens«, erwiderte der Mann hinter ihnen. »Es gibt welche darunter, die dirigieren die Fahrer, wie es im Interesse des Publikums-erfolges nötig ist. Mit Sport hat das sehr oft nur noch wenig zu tun. — Tja, und eines Tages, es war die vierte Nacht . . .«

Der Reporter machte eine Pause. Als er weitersprach, war es den Freunden so, als spielte sich alles in diesem Moment vor ihren eigenen Augen ab.

«Über das Parkett des gewaltigen, von ungezählten Scheinwerfern in blendende Helle getauchten Ovals zieht der Schwarm der Sechs-Tage-Rennfahrer unermüdlich seine Bahn. Lärmende Musik erfüllt die Riesenhalle, diesen Schauplatz atemberaubender Prämienspurts und erregender Jagden. Aber in die Musik mischen sich zuweilen Pfiffe von den Rängen, vereinzelt

erst, dann häufiger, mitunter anschwellend zu höllischem Orkan. Der Schwarm aus rotierendem Stahl und energiegeballten Muskelpaketen rast über die Planken, klettert in die Steilkurve, schießt in die Gegengerade, steuert die Kurve an – klettert – fegt hinab – kurbelt weiter – frißt Runde um Runde in sich hinein. Farben, Formen, Geräusche, Licht und Dunst – alles mündet ein in den geschwindigkeitstollen Rausch einer Sechs-Tage-Nacht. Und doch fehlt dieses Mal das Letzte, das Äußerste an nervenkitzelnder Sensation.

Scholz-Bastian, das favorisierte Doppel, liegt seit der zweiten Nacht unangefochten an der Spitze und diktiert von sich aus Tempo und Geschehen im weiten Rund nach eigenem Ermessen. – Nun, da kein Zweifel mehr daran besteht, daß die Würfel gefallen sind, vermag auch die fröhliche Musik nicht zu ersetzen, was eben unersetzlich ist: die Spannung, die aufpeitschende Atmosphäre allgemeiner Unentschiedenheit. –

Jupp Scholz hockt noch halb verschlafen auf seinem Schemel in der Kabine und läßt sich zur Ablösung fertigmachen. Sein Betreuer knetet ihm die Waden durch und gibt ihm dabei einen Überblick über den Rennverlauf der letzten Stunden.

„Kempe war vorhin wieder hier“, sagt der Mann zum Schluß. Dann schweigt er und gießt sich Massageöl in die flache Hand.

Jupp zieht die Augenbrauen zusammen. Kempe ist die rechte Hand des Veranstalters. Seit gestern früh bestürmt er die beiden Fahrer mit immer neuen Vorschlägen und Angeboten, ihr Tempo abzubremsen, um dadurch den Ausgang des Rennens wieder offen und damit zugkräftig zu gestalten.

„Zweitausend hat er gesagt!“

„Hast du ihn nicht rausgeschmissen? Ich habe dir doch gesagt, ich mache das nicht mehr mit.“

Der Mann verzieht den Mund. ‚Ist doch Wahnsinn! In vierzehn Tagen wollen wir in Dortmund starten, in vier Wochen in Münster . . . Wenn wir hier Skandal machen, haben wir Schwierigkeiten mit den Verträgen‘, erklärt er kleinlaut.

Jupp ist aufgestanden und geht in dem beengten Raum unruhig hin und her. An den Wänden hängen Kränze und Schleifen, Siegestrophäen aus ungezählten erbitterten Schlachten auf Asphalt und Parkett. Sie sehen alle gleich aus, ob sie ehrlich erkämpft oder ergaunert wurden.

‚Der Berufssport hat eigene Gesetze‘, sagt der Mann mit der Ölflasche in der Hand. ‚Bisher bist du doch damit einverstanden gewesen . . .‘

‚Bisher, bisher!‘ braust Jupp gleich wieder auf. ‚Viel zu lange und viel zu oft, das ist es ja eben! Und jetzt ist Schluß!‘
‚Zweitausend Mark sind ein schönes Stück Geld!‘

‚Es sind soviel anständige, sauber denkende Kumpels unter denen da draußen. Ich habe keine Lust mehr, mich von ihnen mit Pferdehändlern oder Börsenspekulanten gleichsetzen zu lassen!‘ schreit Jupp außer sich vor Wut über die eigenen Fehler. ‚Von jetzt ab fahren wir wieder unser Rennen!‘

‚Es ist nicht euer Rennen!‘

‚Es ist nicht unser Rennen?‘

Es klopft. Die Tür geht auf. Musikfetzen und schrille Pfeife dringen durch den Spalt. Dann erscheint Kempes übermüdetes Gesicht.

Jupp hat ihm den Rücken zugewandt.

‚Die Bänke sind leer!‘ sagt Kempe.

‚Und die Kassen, nicht wahr?‘ fragt Jupp.

‚Also?‘

‚Was also?!‘

„Überlegt? – Zweitausend!“ lockt Kempe mit schiefem Blick. Der Betreuer nickt Jupp aufmunternd zu. „Los, Mensch! Geschäft ist Geschäft!“

Jupp hat sich die Schuhe angezogen. In zwei Minuten wird er seinen Partner ablösen. Sie wollen wieder fahren wie damals, als sie noch Amateure waren. Sie wollen im Sport wieder den Ausdruck der Fairneß und der Anständigkeit sehen. Das sind sie sich selbst und dem Radrennsport schuldig.

Kempe sieht Jupp Scholz fragend an. Und Jupp schweigt und geht an Kempe vorbei nach draußen. – Die Meute zieht an ihm vorbei. Tief geduckt kauern sie auf ihren Maschinen, die Beine stampfen in verwirrendem Rhythmus, die Räder singen ein stählernes Lied, dem sich Jupp verpflichtet fühlt.

„Zweitausendfünfhundert!“ sagt Kempe. „Mein letztes Wort!“

Jupps Gedanken sind bei den Kameraden. Von der nächsten Runde an wird er das Ansehen ihrer Farben wieder mit seinem Namen vertreten.

„Du wirst es bereuen“, setzt ihm der Betreuer zu, während er ihm die Maschine zurechtstellt.

Jupps Hände gleiten einmal wie liebkosend über das blanke Gestänge. Dann drückt er den Sturzhelm fest und steigt in die Pedale. Kempes undurchdringliches Gesicht verschwimmt im Zwielficht.◀ –

»Hat er gewonnen?« wollten die Freunde wissen, und ihre Augen sogen sich förmlich an den Lippen des Reporters fest.

»Am selben Abend sorgte ein mittelmäßiger Fahrer in der Steilkurve auftragsgemäß für Jupps Sturz«, sagte der Reporter leise und blickte die lange Straße hinunter. »Die Sensation war da. Rechtzeitig genug, damit das Publikum in Scharen herbeiströmte und das Geschäft gerettet werden



konnte. Die Kasse des Veranstalters war voll wie noch nie.«

»Und Jupp?«

»Jupp fährt nicht mehr. Nie mehr. Rückgratverletzung . . .«

Sie schwiegen. Der Motor des Wagens surrte unentwegt, die Schatten der Bäume flogen vorbei. Weit, weit vorn, dem Mittelfeld schon wieder ziemlich nahe gerückt, lagen zwei Fahrer – der Ungar und der Deutsche.

Das Rad brauchte sich von da ab nur noch dreimal zu drehen, damit die letzten Jahre vergingen.

1952

Heini hilft einem Kollegen, und ein begossener Pudel steht dabei

Erwin und Heini hockten wieder in der Dachkammer fünf Stockwerk über der Eichhornstraße. Auf dem Boden lagen Werkzeuge verstreut, es roch nach Staub und ölverschmierter Putzwolle.

»Hätte ich nicht gedacht, daß du die Karre allein wieder zusammenkriegst«, sagte Erwin anerkennend, als Heini die letzte Schraube anzog. Sein Gesicht war noch um einige dunkle Flecke reicher – aber das Rad war wieder in Ordnung.

»Was mir gerade einfällt – sag mal, bist du aus der Sache mit den Säbelscheiden schlau geworden?« wollte Erwin wissen und blieb mit schief gehaltenem Kopf vor Heini stehen. »War doch wohl nur ein Scherz?«

Heini kniff vergnügt ein Auge zu. Dann deutete er auf die kleine Krümmung in der Vordergabel seines Fahrrades.

»Tatsächlich!« staunte Erwin, »der alte Truffault hat recht!«

»Eine Kleinigkeit, nicht wahr?« lachte Heini. »Aber was meinst du wohl, was es den Pionieren des Radfahrsportes für Kopfzerbrechen bereitet hat, bis sie zu der Einsicht kamen, daß es besser ist, gekrümmte Gabeln an Stelle der geraden zu montieren.«

»Wieso eigentlich?«

»Die Krümmung ist nötig, damit du eine gerade Nase behältst«, sagte Heini. »Mit einer geraden Gabel kannst du nämlich kaum Balance halten. Erst die Krümmung verlagert den

Mittelpunkt des Vorderrades um einige Zentimeter hinter die Nabe, schafft also noch ein zweites, gedachtes Zentrum, das uns beim Balancesuchen große Dienste leistet.«

Erwin war sprachlos. Da beschäftigte er sich dauernd mit Problemen der Autofahrerei, die er nicht begriff, und hier tauchten ganz einfache Fragen auf, denen er hilflos gegenüberstand. »Das ist ja überhaupt der ganze Trick«, stimmte er zum Schein zu, »das Balancesuchen . . .« Dabei drehte er den Lenker von Heini's Fahrrad spielerisch hin und her.

Heini lehnte sich mit über der Brust verschränkten Armen gegen die Wand und machte ein pffifiges Gesicht. »Was meinst du überhaupt, wer dieses Ausbalancieren genaugenommen besorgt?«

Erwin stutzte. Wenn Heini schon so guckte, dann hatte er für gewöhnlich eine Überraschung auf Lager. Erwin kam sich dürftig vor. In der Dachrinne schilpten die Spatzen so laut und aufdringlich, als wollten sie sich über seine Ahnungslosigkeit lustig machen. »Wer?« fragte Erwin höchst verwundert. »Bis jetzt habe ich das immer selber besorgt . . . Du etwa nicht?«

»Nee!«

»Spinner!«

»Was ich dir sage!« bekräftigte Heini seine Behauptung und mußte lächeln, weil Erwin sich so ereiferte.

»Nun erzähl mir bloß noch, daß sich der Diplomingenieur Heini Brauer ein Radargerät in die Satteltasche seines Ultra-Stromlinientretomobils gebaut hat, das ihm die Arbeit abnimmt!« höhnte Erwin und verscheuchte die Spatzen mit einem kräftigen Stoß gegen das Ziegeldach.

»Schon mal was von der Stabilisierungswirkung eines Krei-

sels gehört?« erkundigte sich Heini, indem er neben sein Rad trat und ein paar Flecke vom Hinterradschutzblech rieb.

Erwin hätte am liebsten genickt, um sich nicht belehren zu lassen. Seine Wißbegierde war aber größer als der Mut zum Selbstbetrug. Darum schüttelte er den Kopf. Aber nur ganz flüchtig. Und damit ihm seine Unwissenheit nicht allzuviel Verdruß bereitete, sagte er noch: »Die Weisheit ist doch auch nicht auf deinem Mist gewachsen . . .«

»Hab' ich das behauptet?« erwiderte Heini seelenruhig und stipte Erwin im Nähertreten mit einem Finger in die Seite. »Wozu gibt's denn Bücher?«

»Kreisel . . . Kreisel . . . an meiner Karre ist kein Kreisel!« winkte Erwin ab. Draußen fingen schon wieder die Sperlinge an zu spektakeln. Von der Straße dröhnte der Lärm nur sehr gedämpft zu ihnen herauf.

»Das nicht, aber dein Vorderrad wirkt wie ein Kreisel«, versuchte Heini ihm diese knifflige Geschichte auseinanderzusetzen, indem er mit den Händen merkwürdige, einem Schlangenschwörer alle Ehre machende Bewegungen beschrieb. »Verstehst du nicht?«

»Nö!«

Heini kratzte sich den Kopf. Er betrachtete abwechselnd sein blitzsauberes Fahrrad und Erwins undurchdringliches Gesicht. Dann setzte er sich umständlich auf seine Werkzeugkiste, holte tief Luft und nahm einen weiten Anlauf. »Jeder Kreisel hat doch eine Achse, nicht wahr? Wird er in Betrieb gesetzt, dreht er sich . . . das heißt also, er wehrt sich dagegen, umzukippen, eben weil er ein Kreisel ist . . . und weil bei der Drehung Kräfte wirken, die das erschweren . . . hab' ich in meinen Büchern gelesen.«

Erwin nahm sich vor, in Zukunft auch mehr zu lesen. Man wußte dann immer schon längst, was andere einem sonst erst großartig erklären mußten.

»Und nun kommt der Knalleffekt«, fuhr Heini augenzwinkernd fort und deutete auf das Vorderrad. »Wenn dieser große Kreisel hier durch irgendeinen Umstand von seiner eigentlichen Bahn abgelenkt wird und umfallen will, so gerät auch die Kreiselachse – die verlängerte Nabe also – ins Kippen und vollführt automatisch eine Ausgleichsbewegung . . . was eben bloß ein Kreisel kann . . .«

Erwin biß sich auf die Unterlippe. Das tat er immer, wenn er scharf nachdachte.

»Diese Bewegung aber, verstehst du, die ganz von selbst kommt, diese ausgleichende Bewegung reißt die Vordergabel und das Lenkrohr mit. Was geschieht? Du schlägst einen winzig kleinen Haken . . . nee, halt – verkehrt . . . du wirst gezwungen, einen kleinen Haken zu schlagen, und das Rad hat den vorübergehend verlorengegangenen Schwerpunkt zurückgewonnen. Wie gesagt . . .«

». . . ,Stabilisierungswirkung des Kreisels‘ sagt man dazu«, ergänzte Erwin. »Und das soll das Vorderrad ganz von selbst fertigbringen?«

An Stelle einer Antwort stand Heini auf, hob sein Rad mit dem Tretlager auf die Werkzeugkiste, so daß das Vorderrad frei schwebte, und forderte Erwin auf, den Lenker in der Mitte so anzupacken, daß sich seine Fäuste beim Festhalten berührten. Er selbst versetzte das Rad in Drehungen und kippte dann den ganzen Rahmen langsam zur Seite. »Nun laß mal 'n bißchen locker«, sagte Heini, »aber nur 'n bißchen!«

Erwin kam der Aufforderung nach. – An seinem über-

raschten Gesicht erkannte Heini sofort, daß das Experiment seine Wirkung auf den Freund nicht verfehlte. »Was merkst du?«

»Daß der Lenker sich drehen will – ja, ja – ganz deutlich, nach links . . .«, mußte Erwin eingestehen.

»Na, bitte – was hab' ich gesagt«, frohlockte Heini und wischte sich das Haar aus dem Gesicht. »Was du jetzt spürst, ist eben die von dem Kreisel ausgehende Drehkraft. Diese Drehkraft aber kommt uns beim Balancehalten zugute. Wie du siehst, besorgt das Rad das meiste selbst. Und der Trick des Radfahrens besteht also eigentlich in der Hauptsache bloß darin, die selbsttätige Stabilisierung nicht zu stören.«

Über Erwins Gesicht ging der befreiende Schimmer einer Erleuchtung. »Klar, darum drehen die Anfänger auch so oft Möpse«, ergänzte er Heinis Belehrung. »Sie halten die Lenkstange zu fest und verhindern dadurch die Ausgleichsbewegungen ihres Vorderrades. Wär' dasselbe, als wenn man den Lenker festschraubte . . . auch bei gerader Strecke gäb' es schon auf den ersten hundert Metern unter Garantie Speichensalat.«

Heini lachte: »Da fällt mir was ein. Ein Radfahrer knallt gegen einen Baum. Resultat: Eine Acht, leichte Gehirnerschütterung, ein paar lockere Zähne. Kommt eine alte Dame dazu. Sagt: ‚Haben Sie sich weh getan?‘ – ‚I wo!‘ antwortet der Radfahrer, ‚so steige ich immer ab.‘ – So sind Radfahrer!« – Sie lachten beide über den derben Witz.

»Ja, ja«, sagte Erwin nachdenklich, »die elenden Pannen . . . Von so großen Sachen mal ganz abgesehen – daran haben ja die Betroffenen meist selber schuld. Aber gerade das dauernde Schläucheflicken kann einen zur Raserei bringen . . . Doch dagegen ist eben kein Kraut gewachsen, das ist nun mal so.«

»Wie kommst 'n darauf?« widersprach Heini, der sich auch schon über diese Frage allerlei Gedanken gemacht hatte. »Die Bereifung der Zukunft besteht aus einem luftgefüllten Gummireifen, der in lauter kleine Kammern aufgeteilt ist. Werden zwei, drei oder noch mehr Kammern lädiert, ist das so gut wie gar nicht zu spüren. Der Reifen federt nach wie vor und tut seine Pflicht.«

»Mensch, laß dir den Verbesserungsvorschlag patentieren!« sagte Erwin anerkennend. »Da müßte bloß mal der richtige Mann darauf aufmerksam werden.« – Aber nach einer Weile sagte Erwin dann noch: »Also schön, ein Fahrrad ist eine feine Sache. Man kann Touren damit machen, die schmalsten Wege benutzen, die Sache ist nicht teuer, und Herz und Lunge haben auch noch gratis etwas davon. Aber sag doch mal selbst – eine Zukunft hat das Fahrrad doch nicht. Auto bleibt Auto! Daran kann doch solch Drahtesel nicht tippen. Wer fährt denn heutzutage auch noch mit 'm Fahrrad!«

Heini war an die Dachluke getreten und blickte hinaus. Die anderen Häuser waren niedriger, so daß man bequem ein paar Straßenzüge übersehen konnte. Er zog den Freund neben sich und drückte ihm einen Feldstecher in die Hand.

Erwin sah hindurch. Straßenverkehr am Nachmittag. Autos – Autos – Autos. Erwin sah allerdings immer nur Autos – im Atlas, in der Bohnensuppe, im Traum – überall. Heini machte ihn auf den Radfahrweg aufmerksam. Also schön, Erwin tat ihm den Gefallen. Da kamen ein paar Arbeiter angeradelt.

»Ohne Fahrrad wären die aufgeschmissen«, sagte Heini, »frühmorgens um vier fährt noch keine Straßenbahn.« – Dann kam eine Krankenschwester. »Ohne Fahrrad wär' sie



aufgeschmissen«, fing Heini schon wieder an, »nachts nach zwölf, eins fährt nämlich keine Bahn mehr.« – Dann kurbelten wieder Arbeiter den Radfahrweg entlang. Dazwischen fuhr ein Polizist. »Stell dir vor, die Polizei müßte jeden Dienstweg zu Fuß machen«, sagte Heini. – Schließlich fuhren zwei Landarbeiterinnen vorüber. Man sah es an den Kopftüchern und an den Harken, die sie bei sich hatten. »Wo die hinfahren, fährt keine U-Bahn und kein Omnibus«, stellte Heini fest, »ohne Fahrrad . . .«

». . . wären sie aufgeschmissen!« fiel Erwin ihm ein bißchen

verschnupft über die erhaltenen Belehrungen ins Wort und setzte das Glas ab.

»Da, guck mal«, lachte Heini, »jetzt kommen auch noch ein Postbote, ein Zeitungsmann und ein Bäckerjunge. Meinst du, daß die alle ebensogut mit 'm Auto fahren könnten? — Das Fahrrad ist nicht mehr aus dem modernen Verkehr wegzudenken, mein Lieber«, stellte Heini fest, während er sich Gesicht und Hände wusch.

»Noch nicht«, wandte Erwin ein, »noch nicht!« Und nach einer Weile, die er damit verbracht hatte, seine Phantasie durch das Gewimmel auf den Straßen unter sich anregen zu lassen, sagte er: »Auch die Postkutsche schien einmal unentbehrlich zu sein . . .«

Heini horchte auf. Das klang nicht dumm. Die Technik würde auch jetzt nicht stillstehen, gerade jetzt nicht mehr. Was heute unvorstellbar war, konnte morgen bereits zur Selbstverständlichkeit geworden sein. Auch daß das gute alte Fahrrad eines Tages wirklich überflüssig sein würde, weil irgendein anderes, bequemeres, schnelleres Fahrzeug es verdrängt hatte.

»Wer weiß, was in hundert Jahren sein wird . . .«, sagte Erwin mit halbgeschlossenen Lidern. Das Geräusch des hin und her flutenden Verkehrs nahm sich hier oben wie der Wellenschlag einer unruhvollen Brandung aus. — Flügel statt Räder, Motoren statt Muskeln, Strom statt Benzin, Atomkraft statt Kohle . . . keiner der beiden Jungen sprach ein Wort. Es war herrlich, so in die Zukunft hineinzuträumen . . .

»Und irgendwo im Museum eine Ecke mit meinem ‚Silberpfeil‘, dem vorletzten Fahrradtyp des zwanzigsten Jahrhunderts«, schwärmte Heini und bediente die frischgeölte Klingel.

Sie lachten. Heini nahm sein Rad, schloß die Bodentür ab, dann stiegen sie hinunter.

»Nach fünfzig Metern haben wir dich abgehängt!« trumpfte Erwin auf der Treppe auf, um ihm die erlittene Niederlage von vorhin heimzuzahlen. »Unser ‚Opel‘ macht seine achtzig Sachen spielend!«

Schräg gegenüber der Konsumfiliale hielt der Lieferwagen noch immer. Die Kühlerhaube war aufgeklappt, Herr Schmiedecke stand neben dem Wagen, er hatte ölverschmierte Putzwolle in der Hand und schien schon auf Erwin zu warten.

»Was hältst du von einem zusammenlegbaren Fahrrad?« fragte Heini den Freund. »Hab' ich neulich gesehen, kann man bequem in einem größeren Rucksack verstauen und in jedem Auto mitnehmen. Wie so eine Art Rettungsboot bei Pannen auf der Landstraße, weißt du?«

Erwin lachte abfällig. »Nun hör bloß auf zu spinnen!« — Dann verabschiedeten sie sich. Dabei schielte Erwin schon ungeduldig nach seinem Platz neben dem Steuerrad.

Heini Brauer hatte sich eben auf den Sattel geschwungen, als Herr Schmiedecke ihn zurückrief. »Hör mal, mein Freund«, sagte er, »als Fahrzeugführer sind wir doch gewissermaßen Kollegen, nicht wahr? Und Kollegen helfen sich gegenseitig...«

Heini wußte nicht, was Herr Schmiedecke von ihm wollte.

»Tu mir doch mal 'n Gefallen, — fährst rasch mal zur Konsumgarage Albrechtstraße und holst ein paar Zündkerzen. Ich liege hier fest . . .«

»Ist in Ordnung, Herr Schmiedecke!« antwortete Heini. Beim Aufsteigen streifte er Erwin, der dastand wie ein begossener Pudel, mit einem flüchtigen Blick. Dann kurbelte er los.



Im Staub der Straße blieb eine schnurgerade Spur zurück. Sie hatte ihren Anfang genommen, als sich die Räder des »Glücklichen Drachen« 2500 Jahre vor der Zeitrechnung zum erstenmal zu drehen begannen. Seitdem war sie mit jeder Radumdrehung länger geworden – nun reichte sie um die ganze Welt.